

Unverkäufliche Leseprobe

ULRICH HERBERT
**GESCHICHTE
DEUTSCHLANDS IM
20. JAHRHUNDERT**
C.H.BECK



Ulrich Herbert
Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert

2023. Rund 1456 S.
ISBN 978-3-406-80153-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/34817561>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Ulrich Herbert

Geschichte Deutschlands
im 20. Jahrhundert

C.H.Beck

Die 1. Auflage dieses Buches erschien in gebundener Form 2014.
2., durchgesehene Auflage in gebundener Form 2017.
Broschierte Sonderausgabe. 2017

3., um ein Nachwort erweiterte Auflage. 2023

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2014
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München
Umschlagabbildung: Ruine des Reichstages in Berlin, 1958

© Josef Darchinger/Friedrich-Ebert-Stiftung

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 80153 2



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Für Thilo und Charlotte

Inhalt

Vorwort	11
Einleitung	15

Erster Teil: 1870 bis 1918

1. Deutschland um 1900: Der Fortschritt und seine Kosten	25
Wirtschaftlicher Aufstieg 26 – Die Neuerfindung der Welt 30 – Gesellschaftliche Wandlungsdynamik 34 – Fortschrittsbegeisterung und Orientierungskrise 42 – Radikale Antworten auf die Krise der bürgerlichen Gesellschaft 55	
2. Das Neue Reich	69
Das Erbe Bismarcks 69 – Ende der liberalen Ära 74 – Neuer Kurs 80 – Reich und Weltreich 82 – Flottenbau und «Weltpolitik» 90 – Stabile Krise 95 – Radikaler Nationalismus 102 – Vor dem Krieg 106	
3. Die Macht des Krieges	117
Kriegsbeginn 117 – Geist und Ideen von 1914 121 – Abnutzungskrieg 130 – Kriegswirtschaft 135 – Innenpolitische Konfrontation 146 – Auswirkungen der Oktoberrevolution 155 – Märzoffensive und Zusammenbruch 161 – Der Erste Weltkrieg in der deutschen Geschichte 170	

Zweiter Teil: 1919 bis 1933

4. Revolution und Republik 177
Revolution und konstitutionelle Bewegung 177 – Aufstand von links 186 – Versailles und die Folgen 189 – Kapp-Putsch und Ruhrkrieg 195 – Reparationen und Erfüllungspolitik 199 – Verkehrte Welt 201 – Die totale Krise 207 – Prekäre Stabilisierung 213
5. Deutschland um 1926: Zwischen Krieg und Krise 223
Wirtschaft zwischen den Krisen 223 – Sozialpolitische Steuerungsversuche 230 – Klassen, Geschlechter, Generationen 234 – Kultur der Großstadt 244 – Kritik und Gegenentwürfe 251 – Zukunftsperspektiven 256
6. Die Zerstörung der Republik 259
Krise des Parlamentarismus 259 – Weltwirtschaftskrise 262 – Die radikale Linke 267 – Die radikale Rechte 270 – Der Aufstieg der NSDAP und die Entmachtung des Parlaments 280 – Varianten der Diktatur 290 – Entscheidung für Hitler 296

Dritter Teil: 1933 bis 1945

7. Die Dynamik der Gewalt 305
«Machtergreifung» 305 – Sicherung der Diktatur 319 – Politik gegen die Juden 324 – Funktionswandel des Terrors 334 – Rüstungsboom und Arbeitsschlacht 341 – Aufrüstung und Außenpolitik 349 – Arbeiter, Bauern, Bürger 358 – Kriegskurs 369 – Kristallnacht 379 – Am Vorabend des Krieges 387
8. Die Zerstörung Europas 393
Besatzungspolitik 395 – Polnische Juden 401 – Kriegswirtschaft und Arbeitseinsatz 406 – «Euthanasie» 413 – Hegemonie 420 – Kriegsplanungen 428 – Barbarossa 435 – Umsteuerung auf den langen Krieg 446
9. Deutschland um 1942:
Völkermord und Volksgemeinschaft 455
Helene Holzman 455 – Vergeltung 458 – Endlösung 467 – Zwangsarbeit 487 – Volksgemeinschaft im Krieg 493 – Volksstimmung und Massenkultur 504

10.	Untergang	511
	Rückzug 511 – Terror und Totaler Krieg 516 – Perspektiven des Widerstands 520 – Krieg in Deutschland 532 – Das Ende 538 – Nach dem Dritten Reich 543	

Vierter Teil: 1945 bis 1973

11.	Nachkrieg	549
	Stunde Null 549 – Stunde der Alliierten 557 – Umgestaltung 563 – Politischer Neuaufbau 580 – Kalter Krieg und deutsche Teilung 589 – Sommer 1948 595 – Vergangenheit und Zukunft 602 – Zwei Staatsgründungen 607	
12.	Wiederaufbau in Westdeutschland	619
	Wirtschaftswunder 619 – Westintegration im Kalten Krieg 629 – Innere Stabilisierung 645 – Sozialpolitik 651 – Reintegration der NS-Anhänger 657 – Entschädigung der NS-Opfer 670 – Gesellschaft in den fünfziger Jahren 676 – Alltagskultur 682 – Abendland und Sittlichkeit 690	
13.	Das sozialistische Experiment	699
	Das kommunistische Projekt 699 – Sowjetisierung 704 – Vom 17. Juni zum 13. August 712 – Sozialismus durch Wissenschaft und Technik 727 – Prag und Bonn 738 – Das Ende der Ära Ulbricht 743	
14.	Vorboten des Wandels	747
	Deutschlandpolitik im Kalten Krieg 747 – Krise und Kritik der Ära Adenauer 756 – Vergangenheitsbewältigung 769 – Das schnelle Ende der Regierung Erhard 777	
15.	Deutschland um 1965: Zwischen den Zeiten	783
	Zwei Gesellschaften 783 – Aufstieg und Unterschichtung 787 – Euphorie der Modernität: Neues Bauen 791 – Atom: Hoffnung dieser Zeit 799 – Planungsoptimismus 805 – Konsum und Populärkultur 809 – In einem heimgesuchten Land 821	
16.	Reform und Revolte	835
	Moderne Politik 835 – Internationale Protestbewegung 841 – Strukturmerkmale der Revolte 845 – Emphase des Neuanfangs 865 – Ostpolitik 867 – Innere Reformen 876 – Modell Deutschland 881	

Fünfter Teil: 1973 bis 2000

17.	Krise und Strukturwandel	887
	Das Ende von Bretton Woods und die erste Ölpreiskrise 887 – Strukturwandel 895 – Gesellschaftlicher Wandel und zeitgenössische Deutung 903 – Aporien der Industriegesellschaft 912 – Terrorismus 923 – Politik als Krisenmanagement 929 – Alte und neue Fronten 933 – Weltwirtschaftskrise und Weltwirtschaftspolitik 938 – Das Ende der sozialliberalen Ära 946	
18.	Weltwirtschaft und nationale Politik	961
	Globalisierung und nationale Wirtschaftspolitik 961 – Innenpolitische Transformationen 979 – Von der Ausländerdebatte zur Asylkampagne 989 – Politische Kultur der achtziger Jahre 996 – Rückkehr der Geschichte 1010 – Deutschland, die Sowjetunion und das Ende des Kalten Krieges 1022 – Europäische Beschleunigung 1034	
19.	Aufschwung, Krise und Zerfall der DDR	1047
	Die Hauptaufgabe 1047 – Integration und Opposition 1057 – Schuldenkrise 1073 – Gesellschaft mit beschränkter Hoffnung 1080	
20.	Deutschland um 1990: Zweierlei Vereinigung	1091
	Erosion des Ostblocks 1093 – Ein deutscher Herbst 1103 – Demos und Ethnos 1114 – Gipfeldiplomatie 1121 – Die Einheit und ihre Kosten 1127 – Die deutsche Einheit und die Europäische Union 1131	
21.	Neue Einheit	1137
	Das Ende der Geschichte? 1137 – Vereinigungskrise 1143 – In der neuen Weltordnung 1158 – Asylpolitik und multikulturelle Gesellschaft 1171 – Maastricht 1180 – Zwei Vergangenheiten 1193	
22.	Millennium	1207
	New Economy 1207 – Rot-Grün und der Krieg im Kosovo 1220 – Dritte und Neue Wege 1231 – Das Ende des 20. Jahrhunderts 1238	
	Nachwort zur Neuauflage 2023	1253
Anhang		
	Anmerkungen	1267
	Verzeichnis der Abkürzungen	1355
	Quellen und Literatur	1361
	Dank	1451
	Personenindex	1453

Vorwort

Europa ist unsere Gegenwart, aber unsere Geschichte bleibt im Nationalen verwurzelt. Das hat seinen guten Grund, denn persönliche Erfahrungen und gesellschaftliche Traditionen, politische Optionen, kulturelle Orientierung und Alltagsvertrautheit beziehen sich in allen europäischen Ländern, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, nach wie vor zuerst auf das Land, aus dem man kommt und in dem man lebt.

Aber offenkundig reicht der nationale Rahmen nicht aus, um die Geschichte des 20. Jahrhunderts zu verstehen, denn wichtige Entwicklungen erweisen sich schon beim zweiten Hinsehen nicht als national spezifische, sondern als gesamteuropäische Phänomene. Wie soll man regionenübergreifende historische Erscheinungen – vom Imperialismus bis zur Europäischen Union, von den großen Diktaturen bis zur Ausbreitung des europäischen Modells der sozialen Demokratie, von den Klassenkonflikten der 1920er bis zur Jugendrebellion der 1960er Jahre und von den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise bis zum Wirtschaftswunder der 1950er und zum Ölpreisschock der 1970er Jahre – in den Kategorien des Nationalstaats erklären können, wo es sich doch offenkundig eher um gemeinsame Grundprozesse und deren Varianten handelt?

Und doch dominiert in Europa nach wie vor eine Sichtweise, die den Nationalstaat als den vermeintlich natürlichen Aggregatzustand der historischen Entwicklung begreift und sich darum bemüht, nationale Differenzierungen und Sonderwege, Kontingenz und Divergenz als primäre, Konvergenz und Vereinheitlichungen hingegen eher als nachgeordnete Prozesse zu begreifen.

Europa im 20. Jahrhundert hingegen a priori als Einheit zu betrachten und seine Geschichte auch so zu erzählen, ist nicht weniger

problematisch. Denn dies transponierte die Vision einer gemeinsamen europäischen Gesellschaft gewissermaßen nach rückwärts, als sei der Nationalstaat lediglich eine Verirrung der vergangenen 150 Jahre gegenüber einer ansonsten im Wesentlichen gemeineuropäischen Erfahrung gewesen. Das vernachlässigte nicht allein die national so extrem unterschiedlichen Entwicklungen, wenn man nur an Jahre wie 1917, 1933 oder 1989 denkt. Es negierte auch die daraus erwachsenen Erfahrungsdifferenzen, die sich nicht nur nach den Kategorien Klasse und Geschlecht, sondern im 20. Jahrhundert in ganz besonderer Weise nach Nationalität und ethnischer Zugehörigkeit ordnen. Tatsächlich sind das 19. und das 20. Jahrhundert in Europa ohne die nationalstaatliche Perspektive nicht entzifferbar.

Um diesem Dilemma zu entkommen, versucht die Reihe «Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert» einen anderen Weg: Die Geschichten der europäischen Staaten und Gesellschaften werden je für sich erzählt, aber zugleich im Kontext der europäischen Entwicklung und der globalen Verflechtungen. Um das zu verstärken, haben sich Herausgeber und Autoren auf eine gemeinsame Struktur geeinigt, die allen Bänden in stärkerer oder schwächerer Ausprägung zugrunde liegt: Die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklungen werden in klassischer, diachroner Manier erzählt. An einigen, in allen Bänden etwa gleichen Zeitpunkten werden aber Querschnitte eingefügt, die es ermöglichen, Zustand und Zustände in der jeweiligen Gesellschaft synchron darzustellen und dadurch dem Vergleich mit anderen Ländern zu öffnen. Das betrifft die Zeiträume um 1900, Mitte der zwanziger Jahre, im Zweiten Weltkrieg, Mitte der sechziger Jahre und nach 1990. Abweichungen von diesem Raster ergeben sich aus spezifischen Besonderheiten in den einzelnen Ländern.

Auf diese Weise sollen im Konzert der Bände dieser Reihe Differenzen und Ähnlichkeiten, Konvergenzen und Alternativen erkennbar und die Nationalgeschichten aus ihrer Selbstbezogenheit gelöst werden, ohne die Eigendynamik und die spezifischen Traditionen der einzelnen Länder zu vernachlässigen. Bei dem Versuch, nationale Geschichte und europäische Perspektive zu verbinden, wird vielen Lesern das eine oder das andere zu kurz kommen, wie überhaupt das Unterfangen, eine Nationalgeschichte im 20. Jahrhundert in einem Band zu erzählen, einen gewissen Mut erfordert. Aber nur in dieser Form ist es möglich, diachrone Entwicklungen zu schildern und Linien durch das

Jahrhundert zu zeichnen, die ansonsten angesichts der Vielzahl der Themen und Aspekte nicht erkennbar würden.

Wenn wir vom 20. Jahrhundert sprechen, so in einer spezifischen Weise. Es hat sich vielfach eingebürgert, den Ersten Weltkrieg als Wasserscheide zwischen den Jahrhunderten zu betrachten. Das hat Vorteile, weil dadurch die nachwirkenden Traditionen des «langen» 19. Jahrhunderts besser in Augenschein genommen werden können. Um die Geschichte des 20. Jahrhunderts zu erzählen, ist es aber nötig, die tiefgreifende Veränderungsdynamik der Jahrzehnte zwischen 1890 und 1914 zu berücksichtigen, die jahrzehntelang nachgewirkt hat und in kürzester Zeit eine solche Wucht entfaltete, dass alle europäischen Gesellschaften davon ergriffen und gezwungen wurden, auf diese Herausforderungen zu reagieren. So wird, wer den Aufstieg der Weltanschauungsdiktaturen und die beiden Weltkriege, den Holocaust und die Dekolonialisierung darzustellen und zu erklären hat, vor den Ersten Weltkrieg zurückgehen und die beiden Jahrzehnte vorher betrachten müssen, um die Durchsetzung des modernen Industriekapitalismus, der immer mächtiger werdenden Staatsapparate und den Aufstieg der großen radikalen politischen Massenbewegungen zu verfolgen, die im Laufe des Jahrhunderts eine so zerstörerische Wirkung entfalteten. Daher wird in diesen Bänden die Geschichte des «langen 20. Jahrhunderts» erzählt, die von den 1890er Jahren bis etwa 2000 reicht – wobei der Ausgangspunkt klarer ist als das Ende.

Schließlich hat Autoren und Herausgeber die Frage bewegt, wie man die so verschiedenen beiden Hälften des Jahrhunderts miteinander auf eine Weise verbinden kann, dass die Zusammenhänge zwischen beiden erkennbar werden, ohne den tiefen Einschnitt von 1945 zu relativieren. Hier sind die Unterschiede zwischen den einzelnen Gesellschaften unübersehbar. Aber zugleich lässt sich doch angesichts der vielfältigen politischen Entwürfe und radikalen Alternativen über Jahrzehnte hinweg das Bemühen der Zeitgenossen erkennen, gesellschaftliche Ordnungssysteme zu finden, die den Herausforderungen der modernen Industriegesellschaft angemessen sind. Das hat zu monströsen Gebilden und schrecklichen Opfern geführt.

Aber man kann doch auch erkennen, dass auf viele Herausforderungen, die sich in den beiden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg so scharf herausgebildet hatten, in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg allmählich Antworten gefunden wurden, die sich bewähr-

ten und vermehrt auf Zustimmung stießen. Das betraf sowohl die Ausprägung der politischen Ordnung im Innern wie zwischen den europäischen Staaten, das Verhältnis von wirtschaftlicher Dynamik und sozialer Gerechtigkeit oder den Umgang mit der modernen Massenkultur. Dabei wurden die westeuropäischen Gesellschaften nach den 1960er Jahren einander immer ähnlicher, und zwar in Bezug auf das politische System, die soziale Ordnung, die kulturellen Wertorientierungen ebenso wie hinsichtlich der Wirtschaftsordnung und des Alltagslebens. Solche Tendenzen gab es in Ansätzen in den ost-mittel-europäischen Ländern auch schon während der kommunistischen Herrschaft, und nach 1990 begannen sie sich rasch durchzusetzen. Mit diesen Tendenzen der Konvergenz und Homogenisierung der gesellschaftlichen Ordnungen in Europa, deren Bedeutung in historischer Perspektive deutlicher zu erkennen ist als zeitgenössisch, wuchs aber vielfach auch das Bedürfnis nach Differenz und nach Orientierung an der nationalen Geschichte.

Zugleich aber wurde nach der «goldenen Ära» der 1950er und 1960er Jahre die Brüchigkeit des industriellen Fundaments dieser Gesellschaften sichtbar, und neue Herausforderungen kündigten sich an, die unsere Gegenwart und vermutlich in noch stärkerem Maße unsere Zukunft bestimmen: das Ende der traditionellen Massenfertigungsindustrien, die ökologischen Krisen, die Ausprägung und Folgen der weltweiten Massenmigration, die neuen weltweiten ideologischen Konflikte nach dem Ende des Kalten Krieges, die zunehmende Bedeutung supranationaler Zusammenschlüsse und die globale Vernetzung wirtschaftlichen Handelns.

Soweit man es von heute erkennen kann, werden die Jahre 2000 oder 2001 keine markanten historischen Zäsuren bilden. Aber es wird doch sichtbar, dass im letzten Fünftel des 20. Jahrhunderts etwas zu Ende ging, was 100 Jahre zuvor begonnen hatte, und etwas Neues einsetzte, das wir bislang weder definieren noch historisieren können.

Einleitung

Die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts ist in zwei Epochen geteilt, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Die erste Hälfte war von Kriegen und Katastrophen gekennzeichnet, wie sie die Welt nie zuvor gesehen hatte. In ihrem Mittelpunkt stand Deutschland, mit dessen Namen seither die furchtbarsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte verbunden sind. Die zweite Hälfte führte schließlich zu politischer Stabilität, zu Freiheit und Wohlstand, wie sie nach 1945 völlig unerreichbar schienen. Die Beschäftigung mit dem Problem, wie sich erste und zweite Hälfte des Jahrhunderts in Deutschland historisch zueinander verhalten, bildet den einen Argumentationsbogen dieses Buches. Wenn man für diese Epochenteilung ein symbolisches Datum nennen sollte, dann vielleicht den Sommer 1942, als mit dem Beginn der Aktion Reinhard die systematische Ermordung nahezu aller polnischen Juden begann und zugleich die Massendeportationen der Juden aus Westeuropa nach Auschwitz in Gang gesetzt wurden. Wie die Entwicklung in Deutschland von der wirtschaftlichen und kulturellen Blüte des Landes um die Jahrhundertwende zu diesem Tiefpunkt führen konnte, ist die eine Frage. Wie die Deutschen in den folgenden sechzig Jahren aus dieser Apokalypse herausfanden, die zweite.

Gleichwohl, die Menschen wussten fünfzehn oder zwanzig Jahre zuvor nicht, was im Sommer 1942 geschehen würde, sie konnten es nicht einmal ahnen. Das gilt sogar für die Antisemiten und die zu dieser Zeit noch ziemlich wenigen Nationalsozialisten. Das begrenzt die Frage, «wie es dazu kommen konnte», und verweist auf die Offenheit des Geschehens, auf die Alternativen und die zahlreichen Nebenwege und Seitengassen der Geschichte. Noch im Juni 1914 war der Erste Weltkrieg abwendbar. Bei den Reichstagswahlen vom 20. Mai 1928

erzielten die Nationalsozialisten ganze 2,6 Prozent der Stimmen. Noch im Herbst 1939 war das Schicksal der europäischen Juden ungewiss. Wer nur nach der Vorgeschichte der Probleme der Gegenwart oder der zeitlich je unterschiedlichen Gegenwarten fragt, folgt einer verborgenen Teleologie und blendet jene Entwicklungen aus, die abgebrochen wurden, die scheiterten oder im Sande verliefen.

Eine Zwangsläufigkeit enthält die Entwicklung zwischen der Jahrhundertwende und der Apokalypse des Massenmords nicht, obwohl die Kräfte, die dahin drängten, deutlich auszumachen sind. Aber ebenso wenig war nach 1945 der Wiederaufstieg zunächst des westlichen, dann des ganzen Deutschlands zu Freiheit und Wohlstand zwangsläufig. Dass ein wirtschaftlicher Aufschwung folgen konnte, war angesichts der industriellen Potentiale immerhin nicht ausgeschlossen, obwohl angesichts der Zerstörungen bei Kriegsende nur wenige daran glaubten. Aber dass es noch einmal gelingen konnte, in diesem Volk und seiner Führung den Sinn für Demokratie, Rechtsstaat und Menschenwürde zu wecken, und diese auch dauerhaft umzusetzen, schien doch nahezu ausgeschlossen. Die langsame Verwandlung von einer nationalsozialistisch geprägten in eine zunehmend westlich-liberale Gesellschaft, wie wir sie in der Bundesrepublik verfolgen können, ist eine der bemerkenswertesten Entwicklungen in diesem Jahrhundert, und zwar umso mehr, je klarer das tatsächliche Ausmaß der Belastung durch die personellen und mentalen Hinterlassenschaften der NS-Diktatur vor Augen tritt.

Die zweite Hälfte des Jahrhunderts war wiederum geteilt, wenngleich auf andere Weise, mit der Folge, dass die Menschen im östlichen Teil Deutschlands erst am Ende des Jahrhunderts Gelegenheit bekamen, an der Freiheit und dem Wohlstand der Westdeutschen teilzuhaben. Den Menschen im Westen erging es nach 1945 viel besser als jenen im Osten, wenngleich nicht aus eigenem Verdienst, sondern durch die Launen des Schicksals und der Besatzungsmächte; und bald schien es, als hätten die Deutschen im Osten die Folgen des Krieges alleine zu tragen. Dabei war die Geschichte der DDR nicht weniger, sondern eher noch stärker auf das Jahr 1945 bezogen als jene der Bundesrepublik – als Produkt der Besatzungspolitik der sowjetischen Siegermacht, aber auch als Reaktion der deutschen Kommunisten auf Faschismus und Krieg. Die hier vorliegende Darstellung ist von einer vergleichenden Geschichte der beiden deutschen Staaten weit entfernt.

Aber es ist ganz unvermeidlich, dass die Bezüge, Verflechtungen, Antagonismen beider Staaten hier ebenso eine Rolle spielen wie Unterschiede und Ähnlichkeiten.

Dieser erste Argumentationsbogen, dem dieses Buch folgt, besitzt ohne Zweifel eine exklusiv deutsche Signatur. Die deutsche Geschichte in diesem Jahrhundert unterscheidet sich von der Geschichte aller anderen Länder, und sie geht nicht in der europäischen Geschichte auf. Sie ist gleichwohl *auch* eine europäische Geschichte, und daher steht der zweite Argumentationsbogen dieses Buches zu dem ersten in Widerspruch, weil er die Zäsur des Jahres 1945 überwölbt.

Er bezieht sich auf die Durchsetzung der Industriegesellschaft in den beiden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg und die Auswirkungen dieser fundamentalen Umwälzung auf die Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und namentlich auf die Politik in Deutschland im 20. Jahrhundert. Anders als in den Jahrzehnten zuvor waren die der Industrialisierung innewohnenden Tendenzen seit der Jahrhundertwende nämlich nicht mehr auf spezifische Gruppen und wenige Regionen begrenzt, sondern verwandelten das Leben nahezu *aller* Menschen – und zwar innerhalb einer Generationenspanne und so grundlegend wie nie zuvor in der Geschichte.

Intensität und Dynamik dieser Veränderungen stellten die Zeitgenossen vor außerordentliche Herausforderungen. Die in den Folgejahrzehnten festzustellenden politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bewegungen, die mit großer Radikalität auftraten, sind vor allem als Versuche der Reaktion, der Antwort auf diese Herausforderungen zu verstehen, die zum einen als nie gekannter Fortschritt, zugleich aber als tiefe, existentielle Krise der bürgerlichen Gesellschaft empfunden wurden. Die Suche nach einem Ordnungsmodell von Politik und Gesellschaft, das auf diese rasenden Veränderungen reagierte und sowohl Sicherheit wie Dynamik versprach, Gleichheit wie Wachstum, prägte die folgenden Jahrzehnte.

Dabei verlor das liberalkapitalistische Ordnungsmodell in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg, der Inflation und besonders nach der Weltwirtschaftskrise an Legitimität und Überzeugungskraft und sah sich der Konkurrenz der radikalen Alternativen von links und rechts gegenüber, die gegen Pluralität und Diversität das Prinzip der Einheit und der Dichotomien setzten, in den Kategorien der Klasse oder der Rasse. Die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts kann in

weiten Teilen als eine Geschichte dieser Konkurrenz verstanden werden. Dabei verkörperten Nationalsozialismus und Kommunismus keine «antimodernen» Gesellschaftsformationen, sondern andere Entwürfe zur Ordnung der modernen Welt, in der der liberale Dreiklang aus freier Wirtschaft, offener Gesellschaft und wertbezogenem Universalismus auf je spezifische Weise durchbrochen wurde. Beide sind zu verstehen als komprimierte Antworten auf die seit der Jahrhundertwende sich vollziehende Wandlungsdynamik, radikalisiert durch die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs und durch die Auseinandersetzungen mit den je konkurrierenden Ordnungsentwürfen.

Durch den Sieg und die überlegene militärische und wirtschaftliche Kraft des Westens, vor allem der USA, wurden die Prinzipien des liberalen, demokratischen Kapitalismus nach dem Zweiten Weltkrieg wieder reaktiviert und entfaltet in Deutschland wie in ganz Europa nach dem Kriege eine Anziehungskraft, wie man sie in den dreißiger Jahren nicht mehr für möglich gehalten hatte. Aber erst als sich in den 1950er Jahren freie Marktwirtschaft und liberales System als stabil und erfolgreich erwiesen, setzte sich die liberale Option tatsächlich durch – als «Soziale Marktwirtschaft» deutlich in Konkurrenz zu der Konzeption des sowjetischen Sozialismus in der DDR und eingebunden in die globale Konfrontation des Kalten Krieges.

Hier bildete sich in Westdeutschland wie in den meisten anderen westeuropäischen Gesellschaften sukzessive ein Modell heraus, das Kapitalismus und Sozialstaat integrierte, liberale Ideen mit immer weiter reichenden Planungskonzepten verband und nationalstaatliche Orientierungen mit der Einbindung in die europäische Integration verband – verstanden als eine Geschichte des Fortschritts, der Eindeutigkeit und der Kohärenz und nach wie vor orientiert auf die Herausforderungen der Industriegesellschaft, wie sie sich im späten 19. Jahrhundert herausgebildet hatte. Ihren Höhepunkt erlebte die klassische Industriegesellschaft in den 1960er Jahren, danach begann sie an Prägekraft zunehmend zu verlieren. Die bis dahin unangefochtene Stellung von Schwerindustrie und industrieller Massenarbeit geriet ins Rutschen, und das Modell des industriellen Fortschritts geriet an seine Grenzen – sowohl im Westen, wo die Bergwerke, Stahlunternehmen und Schiffswerften geschlossen wurden, als auch in der DDR und den anderen Ländern des sowjetischen Imperiums, die in ihrer politischen und gesellschaftlichen Ordnung vollständig auf Schwerindustrie und

Massenarbeit orientiert waren und mit der Erosion der klassischen Industriegesellschaft zusammenbrachen. Der liberale Kapitalismus des Westens erwies sich als flexibler und passte sich seit den 1970er Jahren den neuen Bedingungen der nach-schwerindustriellen Zeit an. Hier bildeten sich seither in einem schmerzhaften Transformationsprozess die Ansätze zu einer neuen Formation heraus, die durch Dienstleistungen, die Globalisierung der Wirtschaft und die Rückkehr marktradikaler Modelle gekennzeichnet ist – mit weitgehend unbekanntem Ausgang.

Dieser zweite Argumentationsbogen ermöglicht es, die politisch so vielfach zerfurchten Jahre zwischen 1890 und 1990, die wir als «Hochmoderne» bezeichnen, als historische Einheit zu verstehen und die sehr unterschiedlichen Einzelentwicklungen in der Wirtschaft und der Politik, der Gesellschaft und der Kultur aufeinander zu beziehen. Dabei werden auch die Verbindungen zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entzifferbar, ohne dass die beiden Weltkriege, die NS-Diktatur, das DDR-Regime oder der Triumph des sozial erneuerten, demokratischen Kapitalismus darin aufgingen.

Schon diese kurze Skizze macht deutlich, dass es sich hierbei um transnationale Prozesse handelt; insofern ist die Konzentration auf die Geschichte Deutschlands durchaus begründungspflichtig. Noch bis vor wenigen Jahren war das anders, weil sich das Interesse der Öffentlichkeit ebenso wie der Zeithistoriker in diesem Land nachgerade selbstverständlich auf die deutsche Zeitgeschichte richtete. Die Abfolge von Kaiserreich, Erstem Weltkrieg, Revolution, Weimarer Demokratie, NS-Diktatur, Zweitem Weltkrieg, Holocaust, schließlich deutscher Teilung und Wiedervereinigung enthielt eine solche Fülle dramatischer Großereignisse mit derart weitreichenden Folgen (und ungeklärten Zusammenhängen), dass mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts in der Regel die deutsche Geschichte gemeint war. Zweifellos ist das europäische Jahrhundert ohne detaillierte Kenntnis der deutschen Geschichte nicht zu verstehen. Und auch wenn man allen historisch-politischen Identitätskonstruktionen mit großem Misstrauen begegnet, noch dazu wenn sie von der Fiktion natürlicher Einheiten ausgehen, bleibt die lebensweltliche und kulturelle Verbindung zu dem Land, in dem man aufgewachsen ist und lebt, und seiner Geschichte bestehen.

Aber die als selbstverständlich eingeforderte Orientierung auf die nationale Geschichte ist ein Anachronismus, auch wenn man die viel-

fältigen Versuche, der deutschen Geschichte und ihrer Folgen durch die Behauptung europäischer oder universeller Identitäten zu entkommen, als Fluchtversuche erkennen mag. Schon der ständige Bezug auf Kategorien wie Industriegesellschaft, Urbanisierung, Imperialismus, Migration oder Kalter Krieg zeigt, dass die Geschichte dieses Jahrhunderts nicht im Nationalen zu entziffern ist, und das trifft auf Deutschland in zwar spezifischem, aber doch besonders starkem Maße zu.

Das führt zurück zu den beiden die hier vorgelegte Darstellung überspannenden Argumentationsbögen, die auch nahelegen, dass es eine einzige These, auf die sich das deutsche 20. Jahrhundert zusammenfassen ließe, nicht geben kann. Sie würde der Vielfalt, den gegenläufigen Bewegungen, den Unschärfen und vor allem der Kontingenz der hier untersuchten Entwicklungen widersprechen. Aber es gibt einige Leitspuren, die über längere Zeiträume verfolgt werden: Die schon angesprochene Frage nach dem Verhältnis von industrieller Gesellschaft und politischer Ordnung ist eine davon, ebenso die nach dem Aufkommen und Abflauen des deutschen Radikalnationalismus; nach dem Umgang mit der Kultur der Moderne und der Massengesellschaft; nach der Dynamik der Gewalt und des Krieges; nach dem Verhältnis von Eigenem und Fremdem; nach der Konvergenz entwickelter industrieller Gesellschaften. Dabei wird versucht, die verschiedenen Felder der Untersuchung – klassisch: der Politik, der Gesellschaft, der Wirtschaft und der Kultur – miteinander zu integrieren und die Zusammenhänge zwischen diesen Feldern aufzuzeigen. Kultur wird dabei in einem weiten Sinn verstanden, als Reflexion und Verarbeitung gesellschaftlicher Prozesse in der Kunst, der Wissenschaft, der öffentlichen Debatte und in den Lebensweisen.

Die widersprüchliche Vielfalt des 20. Jahrhunderts hat sich übrigens auch bei den Versuchen gezeigt, einen griffigen Titel für dieses Buch zu wählen. Diese Versuche sind allesamt gescheitert, weil sie das 20. Jahrhundert über einen Leisten schlagen müssten. Es gab vielleicht eine Ausnahme: Der Verfasser hätte das Buch im Obertitel gern «Die Jahre, die ihr kennt» genannt, in Anlehnung an ein Buch von Peter Rühmkorf von 1972, in dem er seine Erinnerungen an die sechziger Jahre mit Gedichten und Einfällen aller Art kombinierte. Der Titel ist aber geschützt, zumal das Buch im Jahr 2000 neu aufgelegt worden ist, und zweifellos hätte eine solche Titelübernahme ja auch etwas Ungehöriges. Deswegen heißt das Buch jetzt trocken «Geschichte

Deutschlands im 20. Jahrhundert», und das trifft ja genau, wovon es geht. «Die Jahre, die ihr kennt» aber hätte das komplizierte Verhältnis der Deutschen zu ihrem 20. Jahrhundert angesprochen – die Zeitgeschichte, die nie vergeht. Zwar ist der Beginn des Zweiten Weltkriegs in dem Jahr des Erscheinens dieses Buches bereits 75 Jahre her, aber wer in die Zeitungen schaut und in die Fernsehprogramme, der wird keinen Tag erleben, an dem nicht dieser Krieg, die Nachkriegsjahre oder die NS-Herrschaft thematisiert würden. Der Erste Weltkrieg begann vor 100 Jahren, und er füllt im Jubiläumsjahr die Titelseiten der Wochenmagazine und vermutlich mehr als hundert neue Bücher. Und auch die mit der Chiffre «1968» bezeichneten Ereignisse sind weit davon entfernt, als vergangen betrachtet zu werden; noch jede westdeutsche Fehlentwicklung wird zuverlässig mit dem Hinweis darauf erklärt. Selbst wer fast nichts oder jedenfalls wenig Zutreffendes über diese Geschichte weiß, hat doch eine Meinung dazu. Die Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert hat es daher mit einer sehr speziellen Art von Zeitgenossenschaft zu tun, die beinahe unabhängig ist vom Lebensalter und auf die Bezug genommen werden muss, und sei es in kritischer Absicht. Dabei geht es nicht darum, sensationsverdächtige Neuigkeiten vorzustellen. Der Vorteil des historischen Blicks liegt eher darin, aufgrund der Distanz und der Vielzahl der Perspektiven neue Zusammenhänge aufzuschließen und längerfristige Prozesse und Veränderungen der Lebensbedingungen, der politischen Mentalitäten oder kulturellen Orientierungen zu entdecken, die für die Zeitgenossen in ihrer Bedeutung oft gar nicht erkennbar waren.

Das Buch ist in fünf Teile gegliedert, mit Einschnitten in den Jahren 1918, 1933, 1945, 1973 und 1990. Die äußere Struktur folgt den politischen Daten, der Argumentationsgang in der Regel nicht. Wie in allen Bänden der Reihe sind in diesen Teilen jeweils Querschnittskapitel eingefügt, die einzelne Jahre oder Zeitabschnitte genauer und jenseits der politischen Abläufe in den Blick nehmen, das trifft hier auf die Jahre 1900, 1926, 1942, 1965 und 1989/90 zu.

Da die Arbeit an dem Manuskript, nach mancherlei Unterbrechungen, viel länger gedauert hat als geplant, war der Autor gezwungen, der Geschichte bzw. der Geschichtsschreibung unentwegt nachzulaufen, weil die eigene Darstellung durch neu erschienene Studien korrigiert, erweitert oder anders akzentuiert werden musste. Das Bonmot von Sisyphus, den man sich als einen glücklichen Menschen vorstellen

müsse, hat gewiss niemand geprägt, der eine zeitgeschichtliche Gesamtdarstellung geschrieben hat. In manchen Punkten modifizierte dabei die Arbeit an einer späteren Zeitphase auch die Darstellung einer früheren. Nie zuvor wurde dem Autor die Bedeutung der Rede vom Konstruktionscharakter der Geschichte so deutlich wie hier. Und doch wurde er durch die Quellen und die aus ihnen sprechenden Zeitgenossen immer wieder darauf geworfen, dass ihre, diese Geschichte wirklich stattgefunden hat und dass das Ethos des Historikers darin besteht, der daraus entstehenden Verantwortung gerecht zu werden.

Erster Teil: 1870 bis 1918

1. Deutschland um 1900: Der Fortschritt und seine Kosten

Im September 1913, zum 25. Thronjubiläum Kaiser Wilhelms II., legte Karl Helfferich, einer der führenden deutschen Nationalökonomien, Mitglied des Vorstands der Deutschen Bank und des Zentralausschusses der Reichsbank, eine Bilanz der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands vor. Unter dem Titel «Deutschlands Volkswohlstand 1888–1913» schilderte er darin den rasanten Aufstieg der deutschen Wirtschaft: das Wachstum der Industrie, die technischen und wissenschaftlichen Neuerungen, die Ausdehnung von Verkehr, Kommunikation und Handel, den Anstieg der Pro-Kopf-Einkommen und die Verbesserung des Lebensstandards in breiten Bevölkerungsschichten. Helfferich schloss seine nüchterne Darstellung mit einer politischen Einordnung: «In der Ausbildung der wissenschaftlich-praktischen Technik und der alle Kräfte und Mittel wirksam zusammenfassenden wirtschaftlichen Organisation, in der Steigerung der Gütererzeugung und des Verkehrs, in der Erweiterung und Festigung unserer wirtschaftlichen Weltstellung, in der Verbesserung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse und in der Hebung der gesamten Lebenshaltung unserer in gesundem Wachstum fortschreitenden Bevölkerung – in allen diesen Fortschritten hat Deutschland sich auf eine in seiner ganzen Geschichte niemals erreichte Stufe emporgearbeitet und im friedlichen Wettkampf der Nationen den ersten und mächtigsten Mitbewerbern sich gleichwertig erwiesen» – ein Aufstieg, «wie er, zusammengedrängt in eine so kurze Zeitspanne, in der Völkergeschichte kaum seinesgleichen hat». Der Stolz auf diese immense Leistung sei daher ganz legitim, fuhr Helfferich fort, zumal sich die Deutschen zuvor über Jahrzehnte hinweg daran gewöhnt hätten, «beiseite zu stehen und sich vor der Ueberlegenheit anderer in Demut zu

beugen.» Die Auswirkungen dieser Haltung seien noch heute zu spüren, denn die Deutschen zeichneten sich einerseits durch einen Mangel an gesundem Selbstbewusstsein, an innerem Gleichgewicht und an Selbstsicherheit aus, andererseits durch Anflüge von «eitler Selbstüberschätzung und flachem Hochmut». Die ebenso erfolgreiche wie rasante Aufwärtsentwicklung Deutschlands und insbesondere «die großen Verschiebungen im inneren Aufbau unseres Volkskörpers – im Verhältnis von Stadt und Land, in der beruflichen und sozialen Gliederung, in den Vermögensverhältnissen» – hätten zu «Spannungszuständen» geführt, durch welche «die Grundlagen der sittlichen und körperlichen Gesundheit grosser Volksteile» bedroht würden: zu «Klassenkampf und Klassenhass» vor allem, aber auch zu «schlaffem Wohlleben», «Begehrlichkeit und Genusssucht».¹

Die Gemütslage der deutschen Eliten und erheblicher Teile der deutschen Bevölkerung in den Jahren nach der Jahrhundertwende wird hier treffend abgebildet: auf der einen Seite Stolz auf das Erreichte, der noch wuchs, wenn der grandiose Wirtschaftsaufschwung der vergangenen 25 Jahre mit den Daten der anderen europäischen Länder verglichen wurde, sodass der Aufstieg Deutschlands zu einer der führenden Industrienationen der Welt vor Augen trat. Auf der anderen Seite die Klage über die unerwünschten Begleiterscheinungen der neuen Zeit: soziale Widersprüche, kulturelle Spannungen – und in der Politik wie in der Gesellschaft ein stetes Schwanken zwischen Selbstüberschätzung und Minderwertigkeitsgefühl.

Wirtschaftlicher Aufstieg

Die Zeitspanne, auf die Helfferich zurückblickte, erweist sich auch aus heutiger Sicht als Phase eines historisch unvergleichlichen, über mehr als zwanzig Jahre fast ungebremsten Aufschwungs, durch welchen Deutschland innerhalb einer Generation von einem Agrar- zu einem Industriestaat wurde und sich in Struktur und Gestalt veränderte wie nie zuvor in seiner Geschichte.

Dieses enorme wirtschaftliche Wachstum, die Durchsetzung der Industrieproduktion und der Anstieg der Pro-Kopf-Einkommen waren im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gesamteuropäische Phänomene.

Dabei wiesen einige kleinere europäische Staaten – Belgien, Dänemark, Schweden und die Schweiz – zwischen 1860 und 1910 beim Bruttosozialprodukt die höchsten Zuwächse auf. Unter den größeren Staaten war, welchen Indikator man auch heranzieht, Deutschland immer unter den Ländern mit den höchsten Wachstumsraten und stieg in den beiden Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende zu einer der drei weltweit führenden Wirtschaftsnationen neben den USA und Großbritannien auf.

Nun waren diese in der Tat erstaunlichen Leistungszuwächse nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die führenden Industrienationen in den vorangegangenen Jahren die Märkte für ihre Produkte so enorm ausgeweitet hatten. Technische Verbesserungen beim Warentransport über Land und über Wasser, die Beschleunigung der Kommunikation durch Telegraph und Telefon, die Intensivierung der Handelsbeziehungen zwischen den Industrieländern und zu den kolonisierten Regionen der Welt hatten den wirtschaftlichen Austausch internationalisiert – «globalisiert» sagte man seit den 1980er Jahren, als die weltweite Vernetzung eine weitere Stufe der Intensität und Dichte erreichte. Kennzeichnend für die Entwicklung um 1900 war dabei auch das unablässige Vergleichen der wirtschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen und kulturellen Errungenschaften der «fortgeschrittenen» Länder – Ausdruck jenes «friedlichen Wettkampfes» der Nationen, der auch noch den Nachweis höherer Baumdichte oder größerer Eisenbahnwaggons als Ausweis nationaler Überlegenheit verstand.²

In Deutschland war es vor allem die rapide Industrialisierung, die Staunen hervorrief. Zwischen 1870 und 1913 versechsfachte sich die industrielle Produktion. Noch in den 1860er Jahren hatte der deutsche Anteil an der Weltindustrieproduktion nur 4,9 Prozent betragen, der britische hingegen fast 20 Prozent. Im Jahre 1913 lag der Anteil bei 14,8 Prozent – höher als der Großbritanniens (13,6 Prozent), allerdings deutlich niedriger als der Anteil der Vereinigten Staaten (32 Prozent), des anderen großen wirtschaftlichen Aufsteigers dieser Jahre. Auch beim Welthandel gehörte Deutschland um 1910 mit Großbritannien und den USA zu den drei führenden Nationen.³

Dieser Wachstumsprozess verlief in Deutschland zeitlich, regional und nach Wirtschaftsbereichen sehr unterschiedlich. Kennzeichnend war aber der kurze Zeitraum, in dem sich diese weitreichenden Veränderungen vollzogen. Das verlieh dem hier geschilderten Prozess jene

spektakuläre Dramatik, welche schon die Zeitgenossen beeindruckte und die Entwicklung in Deutschland von den gleichzeitig stattfindenden Prozessen in anderen Ländern unterschied, wo sich der Umschlag von der industriellen Revolution in die Hochindustrialisierung oft über längere Zeiträume erstreckte. Noch 1867 war mehr als die Hälfte aller Beschäftigten in Deutschland bzw. dem Deutschen Bund im Agrarbereich tätig gewesen (8,3 Mio., 51,5 Prozent). In der Industrie, im Handwerk und im Handel hatten zu dieser Zeit 4,3 Mio. Menschen (27 Prozent) gearbeitet, konzentriert auf einige Zentren in den Großstädten, in Schlesien und dem Rheinland. Bis 1913 erhöhte sich die Gesamtzahl der Erwerbstätigen erheblich, auch in der Landwirtschaft, wo nun 10,7 Millionen Menschen arbeiteten – sie machten aber nur noch ein gutes Drittel aller Erwerbstätigen aus. Demgegenüber hatte sich die Zahl der Beschäftigten des sekundären Sektors im gleichen Zeitraum fast verdreifacht und lag nun bei 11,7 Millionen, was einem Anteil von 37,8 Prozent entsprach.⁴

Die Entwicklung der Wertschöpfung beschreibt die Veränderung noch sinnfälliger. 1873 hatte sie bei 16,3 Milliarden Mark gelegen, davon war ein Drittel auf Industrie, Handwerk und Bergbau entfallen. Bis zum Jahre 1900 hatte sie sich verdoppelt (33,1 Milliarden Mark), bis 1913 verdreifacht (48,4 Milliarden Mark). Der Anteil von Industrie, Handwerk und Bergbau lag mittlerweile bei 44 Prozent.

Angesichts solcher Zahlen wirkt die Entwicklung im Agrarbereich eher krisenhaft, und vor einem Verfall oder dem gänzlichen Zusammenbruch der Landwirtschaft warnten auch schon zeitgenössische Beobachter – darunter allerdings vorrangig Agrarlobbyisten. Zwei Tendenzen waren hier ausschlaggebend: Zum einen expandierte auch die landwirtschaftliche Produktion, die Wertschöpfung verdoppelte sich zwischen 1875 und 1913, die Zahl der dort Beschäftigten nahm um mehr als ein Viertel zu. Neue Produktionstechniken setzten sich durch, der Einsatz von Kunstdünger etwa oder die Verwendung von Dreschmaschinen; wenngleich die Technisierung der Landwirtschaft in Deutschland deutlich langsamer vor sich ging als etwa in den USA. Produktivität und Hektarerträge steigerten sich, die landwirtschaftliche Produktion wuchs zwischen 1873 und 1912 um 73 Prozent. Und schließlich setzte sich auch in der Landwirtschaft die Orientierung auf den Markt durch, auf den nationalen Markt wie auf den Weltmarkt, was vor allem durch Erschließung der

Verkehrswege – Eisenbahnstrecken, Landstraßen, Kanäle – ermöglicht wurde.

Im Verhältnis zur Gesamtwirtschaft und vor allem im Vergleich zum industriellen Sektor aber sank die Bedeutung des Agrarbereichs, der nun seine einstmals dominierende Stellung in der deutschen Wirtschaft innerhalb kurzer Zeit verlor. Der agrarische Anteil an der Gesamtwertschöpfung sank von 37 Prozent (1875) auf 23 Prozent (1913), der Anteil der Beschäftigten, wie gesehen, von mehr als der Hälfte auf ein Drittel. Allerdings lebten auch nach der Jahrhundertwende noch etwa 18 Millionen Menschen von der Landwirtschaft.⁵

In der Industrie bildeten nach wie vor die Kohle-, Eisen- und Stahlindustrie, also die Leitsektoren der ersten Industrialisierungsphase, die Grundlage des rapiden industriellen Wachstums. Allein die Steinkohleförderung stieg von 8 Millionen Tonnen im Jahre 1865 auf 114 Millionen Tonnen im Jahre 1913, und die Zahl der Beschäftigten in diesem Sektor von etwa vierzigtausend auf fast eine halbe Million. Die Roheisenproduktion hatte zwischen 1870 und 1874 in Deutschland 1,6 Millionen Tonnen pro Jahr betragen; dreißig Jahre später, zwischen 1900 und 1904, waren es acht Millionen Tonnen und vor Beginn des Krieges 14,8 Millionen Tonnen.⁶

Kennzeichen der Jahrhundertwende waren jedoch bereits die neuen Industrien: der Chemie- und der Elektrobereich, die als Leitsektoren der zweiten Industrialisierungsphase jene außerordentliche Dynamik und Wachstumsintensität bestimmten, die für diese Periode charakteristisch waren. In der Chemiebranche wurde Deutschland schnell zum weltweit führenden Hersteller mit einem Anteil am Weltexport von 28 Prozent, mit 250 000 Beschäftigten (1907) und jährlichen Wachstumsraten von über sechs Prozent. Hier stachen drei Entwicklungen hervor: der Ausbau der Elektrochemie, durch die etwa die Herstellung von Aluminium ermöglicht wurde; die Fabrikation synthetischer Farbstoffe sowie der Aufbau der pharmazeutischen Industrie. Vor allem in den beiden letztgenannten Bereichen waren die deutschen Hersteller, die sich bald zu großen, vertikal integrierten Chemiekonzernen zusammenschlossen, erfolgreich. Zwischen 1900 und dem Ersten Weltkrieg betrug der deutsche Anteil am Weltmarkt im Bereich der Farbenproduktion zwischen 80 und 90 Prozent.

In der elektrotechnischen Industrie boten sich durch die Elektrifizierung der öffentlichen und privaten Beleuchtung, durch Elektro-

motoren und die Durchsetzung der elektrisch betriebenen Straßen- und U-Bahnen außerordentliche Wachstumsfelder. Hier waren mit Siemens und AEG vor allem zwei Großfirmen aktiv, die ihre Hauptwerke in Berlin hatten. Ähnlich wie bei der chemischen Industrie kam dabei der engen Verbindung zwischen Wissenschaft, Technologie und Industrie eine ausschlaggebende Bedeutung zu, sodass neue Erfindungen, etwa im Bereich der Starkstromtechnik, in kurzer Zeit in industrielle Produkte umgesetzt werden konnten. Bereits um 1910 waren alle Großstädte und ein großer Teil der ländlichen Regionen an das Stromnetz angeschlossen. Ein Drittel der elektrotechnischen Weltproduktion entfiel zu dieser Zeit auf die deutschen Firmen. Entsprechend hoch waren die Wachstumsraten, die 1890 bei neun Prozent, 1900 bei 16 Prozent lagen.⁷

Die Neuerfindung der Welt

Neben der explosionsartigen Ausdehnung der Industrie war es vor allem die systematische Verbindung von Wissenschaft und Technik, welche diese Epoche kennzeichnete. Die Ergebnisse dieser Verbindung veränderten das Leben und die Wahrnehmung der Zeitgenossen in vordem nicht für möglich gehaltener Weise. Nie zuvor und nie mehr seither hat sich ein wissenschaftliches Weltbild in so kurzer Zeit so stark und mit solchen Auswirkungen gewandelt wie in den drei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg. Dabei standen im Bereich der Chemie die großen Synthesen im Vordergrund – die Indigosynthese (1880), die Synthese des Kautschuks (1909), des Ammoniaks aus Luftstickstoff und Wasserstoff durch Katalysatoren (1908). Auf dieser Grundlage wurden die Kunststoffe entwickelt, die in der Industrie und im Alltagsleben nun ihren Siegeszug antraten. Zugleich gelangen der Durchbruch zur systematischen Pharmazie und damit die Entwicklung der modernen Chemopharmaka. In der Physik waren zunächst die Entfaltung der elektromagnetischen Theorie, die Erschließung der Elektronen, schließlich die Erforschung der Strahlung von großer Bedeutung. Besonders spektakulär war die Entdeckung der X-Strahlen durch Conrad Röntgen, deren Entstehung mit den bisherigen Theorien nicht erklärbar war. Die in diesem Kontext von

Max Planck entwickelte Quantentheorie verwies bereits auf die Grenzen der klassischen Mechanik. Hier haben die Fragen nach dem Aufbau und Zerfall des Atoms ihren Ursprung – die Jahrhundertwende war auch die Geburtsstunde der Atomphysik. Im Bereich der Biologie hatten sich schon früh die Theorien Darwins durchgesetzt; naturimmanente und kausale Erklärungsweisen für die Geheimnisse des Lebens verdrängten in ihrem Gefolge Theologie und Metaphysik. Zellforschung und Evolutionstheorie mündeten in die neu entstehende Genetik. Biochemie und Verhaltensforschung kamen auf und revolutionierten die herkömmlichen Vorstellungen vom Leben und vom Menschen.⁸

Als die sensationellsten Veränderungen jedoch wurden im Publikum die neuen Möglichkeiten der Medizin empfunden, die ja auch die unmittelbarsten Auswirkungen auf das Leben der Zeitgenossen besaßen. Grundlage dieser revolutionären Entwicklung war die Durchsetzung des naturwissenschaftlichen Denkens in der Medizin: Wenn Krankheiten auf physikalische und chemische Veränderungen zurückzuführen waren, dann mussten diese mit adäquaten naturwissenschaftlichen Methoden nachweisbar sein. Davon ausgehend differenzierte sich die Medizin in die einzelnen Sparten, und der hier begonnene Aufbau einer systematischen Medizin zeitigte bald überragende Erfolge. So wurden im Bereich der Physiologie und Zellforschung Hormone, Vitamine und Blutgruppen klassifizierbar. Durch die Entdeckung der Mikroorganismen konnten nun auch die Erreger zahlreicher Krankheiten identifiziert und mithilfe von Antistoffen erfolgreich bekämpft werden. Mit der Entdeckung der Erreger des Milzbrandes, der Tuberkulose und der Cholera setzte seit den siebziger und achtziger Jahren der Siegeszug gegen die großen Volkskrankheiten ein, später folgten diejenigen der Gonorrhöe, Typhus, Diphtherie, Lungenentzündung und Syphilis. Und schließlich wurden mit der Verbesserung der Anästhesie bis dahin undenkbbare Operationen möglich; Blinddarm, Niere, Gallenblase waren nun operativ entfernbar.

Auch der enorme Aufschwung der Wissenschaften war ein Phänomen aller Industriestaaten. Die Wissenschaftler in Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Italien und den USA waren untereinander eng verbunden, und die für die Zeitgenossen schier unfassbaren Erfolge der naturwissenschaftlichen und medizinischen Forschung jener Jahre verdankten sich vor allem dieser internationalen Kooperation.

Gleichwohl wurden auch sie nationalistisch interpretiert: als Ausweis der Tüchtigkeit nicht nur der Wissenschaftler, sondern der Nationen, denen sie angehörten. Das galt auch und besonders für Deutschland, und in der Tat verlief diese Entwicklung hier besonders intensiv und geradezu dramatisch. Von den 556 in den Jahren 1860 bis 1910 gezählten bedeutenden wissenschaftlichen Entdeckungen in den medizinischen Fächern wurde nahezu die Hälfte (249) deutschen Wissenschaftlern zugeschrieben. Im Bereich der Physik war der Anteil etwa ebenso hoch, was sich bald auch in der Zahl der Nobelpreise niederschlug – auch diese Ausdruck und Motor des Wettbewerbs der Industrienationen um Prestige, Einfluss und Marktmacht.⁹

Die Gründe für diese erstaunlichen deutschen Erfolge im Bereich der Wissenschaften waren vor allem im Bildungs- und Universitätssystem zu suchen, das bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts systematisch mit dem Ziel ausgebaut worden war, die wirtschaftliche Rückständigkeit der deutschen Länder insbesondere gegenüber Großbritannien auszugleichen. Seit der Reichsgründung und dann noch einmal verstärkt seit der Jahrhundertwende waren diese Anstrengungen weiter intensiviert worden. Zwischen 1873 und 1914 stiegen die Ausgaben aller Bundesstaaten für die Universitäten um fast 500 Prozent. Die Zahl der höheren Schüler verdoppelte sich in dieser Zeitspanne; diejenige der Studenten verfünffachte sich.

Grundprinzip der deutschen Universitäten war der Primat der Forschung. Die Forschungsleistung entschied über die Karrieren der Wissenschaftler, und dabei stand die Grundlagenforschung im Vordergrund. Technische Nutzenanwendungen, so stellte sich heraus, waren nicht wirklich planbar, sondern ergaben sich eher als Nebeneffekte der freien, nicht auf Anwendung bezogenen Forschung. Diese Ausrichtung galt als Fundament der weltweit führenden Position des deutschen Universitätssystems, an dem sich die amerikanischen ebenso wie die russischen Universitätsgründer orientierten. Zu den Universitäten traten seit den 1880er Jahren die Technischen Hochschulen hinzu, an denen die in besonders großer Zahl benötigten technischen Experten ausgebildet wurden, vor allem in Bereichen wie Bergbau, Maschinenbau, Elektrotechnik, Bauingenieurwesen. Dieser Zuwachs an wissenschaftlich ausgebildeten Fachleuten wirkte sich insbesondere in den neuen Leitsektoren Chemie und Elektrotechnik aus und bildete die Basis der stark intensivierten produktorientierten Industrieforschung.

Als dritte Säule schließlich wurden in den Jahren um 1900 in enger Kooperation von Wissenschaft, Wirtschaft und Staat die ersten Großforschungseinrichtungen gegründet, die dann vor allem als «Kaiser-Wilhelm-Institute» mit gewaltigen Summen zu Spezialeinrichtungen für besonders zukunftssträchtige Forschungsfelder ausgebaut wurden.¹⁰

Solche wissenschaftlichen Erfolge schlugen sich vor allem in technischen Innovationen nieder, die das Alltagsleben auf tiefgreifende und zum Teil verblüffende Weise veränderten. Das galt besonders für die rasche Verbreitung des elektrischen Lichts, das seit Einführung der Metallfadenlampe aus Wolfram preisgünstig und relativ gefahrlos zu benutzen war. Kaum etwas hat die Wahrnehmung des Lebens in den Städten so sehr verändert wie die helle Beleuchtung von Straßen, Plätzen und Häusern bei Nacht. Damit einher ging die Durchsetzung des Elektromotors als Voraussetzung für die Produktion von elektrischen Haushaltsgeräten ebenso wie für die elektrischen Straßenbahnen, die sich in Deutschland nun rasch auszubreiten begannen. Bereits um 1900 gab es hier etwa 3000 km elektrischer Straßenbahnstrecken – so viel wie in allen anderen europäischen Ländern zusammen, wie sogleich triumphierend berechnet wurde. Mit den ebenfalls in diesen Jahren entwickelten Verbrennungsmotoren begann zudem die Erfolgsgeschichte des Automobils – wenngleich nicht in Deutschland. Zwar waren funktionstüchtige Prototypen zuerst hier entwickelt worden, von Benz, Otto und Daimler, aber es gab in Deutschland gar keinen aufnahmefähigen Markt für diese Erfindung. Bis in die frühen 1950er Jahre blieb Autofahren hier das Privileg der begüterten Oberschichten. In den USA hingegen fuhren im Jahre 1913 bereits mehr als 1,2 Millionen Kraftfahrzeuge, in Großbritannien 250 000 – in Deutschland nur 70 000.

Zum Sinnbild der Jahrhundertwende wurde beim Individualverkehr eher das Fahrrad, das nun einen wahren Boom erlebte, zum Massenverkehrsmittel aufstieg und auch die erste Phase des modernen Massensports bestimmte. Eine ähnlich rasante Karriere erlebte in dieser Zeit die Kommunikations- und Bürotechnik: Schreibmaschine und Telefon wurden nach den privaten Unternehmen nun auch in der staatlichen Bürokratie und im Privathaushalt gebräuchlich. Bereits um 1895 erreichte Deutschland die Zahl von 100 000 Telefonanschlüssen, 1904 waren es mehr als eine halbe Million, der größte Teil davon in Berlin; bis 1915 stieg die Zahl der Anschlüsse auf 220 pro 1000 Einwohner.

Und schließlich wurde auch die Unterhaltung revolutioniert: Mit der Verbesserung der Fotografiertechnik entstanden erste bewegte Bilder; ihre öffentliche Vorführung wanderte vom Jahrmarkt in feste Häuser, «Lichtspieltheater», und zog bald die Massen in ihren Bann. Im Jahre 1914 gab es bereits etwa 2500 Kinos in Deutschland.¹¹

Gesellschaftliche Wandlungsdynamik

Mit den wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und technischen Veränderungen gingen rapide gesellschaftliche Wandlungsprozesse einher. Räumliche Mobilität, Wanderungsbewegungen prägten das Bild Deutschlands um die Jahrhundertwende wie nie zuvor. Im Jahre 1907 lebte nur noch etwa die Hälfte der Deutschen in dem Ort, in dem sie geboren waren – alle anderen hatten mindestens einmal den Wohnort gewechselt, die Arbeiterbevölkerung viel häufiger. Ausgangspunkt dieser Entwicklung war zunächst die gewaltige Bevölkerungszunahme, die bereits seit der Jahrhundertmitte feststellbar war und sich seit den 1870er Jahren beschleunigte. Zwischen 1871 und 1910 wuchs die Zahl der Deutschen um mehr als die Hälfte – um 56 Prozent von 41 auf 64 Millionen. Das lag etwas über dem europäischen Durchschnitt von ca. 45 Prozent. Die Einwohnerzahl Frankreichs hingegen vergrößerte sich in der gleichen Zeit nur um 6 Prozent – was dort als ein Zeichen von Schwäche und Degeneration interpretiert wurde.

Der große Bevölkerungszuwachs hatte seine Ursachen bis in die 1890er Jahre vor allem im Rückgang der Säuglingssterblichkeit, seither aber hauptsächlich im verstärkten Rückgang der allgemeinen Sterblichkeitsraten – Ausdruck verbesserter Lebensbedingungen und ärztlicher Versorgung. In der ersten Industrialisierungsphase seit der Jahrhundertmitte hatte das Wachstum der Bevölkerung zur Verschlechterung der Lebensverhältnisse geführt, weil keine entsprechenden Arbeitsplätze vorhanden waren, insbesondere auf dem Lande. Daraufhin hatten die großen Auswanderungswellen eingesetzt. Noch zwischen 1880 und 1895 verließen fast zwei Millionen Deutsche das Land, die meisten mit dem Ziel Nordamerika. Seither aber war durch die rasante wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland ein erheblicher Bedarf an Arbeitskräften entstanden, vor allem in den neu entstehenden Industrieagglomeratio-

nen in Berlin, Schlesien und Sachsen und im Ruhrgebiet. Nun wurden die Auswanderungsströme umgelenkt und verstärkten die schon seit den 1870er Jahren manifeste Binnenwanderung. Die verlief in der Regel von Ost nach West, vom Land in die Stadt, aus den agrarischen in die industriellen Regionen – angetrieben von der Not und Unterbeschäftigung auf dem Lande, angelockt von den Arbeitsplätzen in der Industrie mit besseren Löhnen, größerer Arbeitsplatzsicherheit und – häufig als erstes Motiv genannt – der größeren individuellen Freiheit in der Stadt.

Die Mehrheit der Wandernden bestand aus jungen, unverheirateten Männern. Viele von ihnen folgten den Werbekommandos der großen Firmen, der Zechen vor allem, die ihnen in den Industrieregionen Unterkunft und Arbeit versprachen. Dort angekommen wurden die meisten aber nicht sofort sesshaft, sondern wechselten häufig Arbeitsstelle und Aufenthaltsort – rechnerisch zog jeder Deutsche, der in stadtnahen Gebieten lebte, viermal pro Jahr um. Viele wechselten bei schlechter Konjunkturlage auch wieder zurück aufs Land und kehrten abermals in die Stadt zurück, wenn es dort Arbeit gab.¹²

Die enormen Wanderungsbewegungen waren auch der wichtigste Auslösefaktor der Urbanisierung. Das bezog sich zum einen auf den Zuwachs der Stadtbevölkerung, der bereits seit den 1860er Jahren und dann verstärkt seit den 1890er Jahren festzustellen war. Besonders die Bergbau- und Schwerindustriestädte expandierten. Die Einwohnerzahl von Duisburg nahm zwischen 1875 und 1910 von 37 000 auf 229 000 zu, diejenige von Essen von 54 000 auf 294 000; von Leipzig von 127 000 auf 589 000. Am stärksten wuchs – in realen Zahlen – Berlin: von 966 000 auf über zwei Millionen; prozentual die benachbarten und bald eingemeindeten Vorstädte wie Schöneberg oder Charlottenburg, dessen Einwohnerzahl etwa von 25 000 auf 305 000 sprang. 1871 hatte es nur acht Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern gegeben, in ihnen lebten insgesamt knapp zwei Millionen Menschen. 1920 gab es 48 solcher Großstädte mit etwa 13 Millionen Einwohnern, einem Fünftel der Gesamtbevölkerung. Freilich lebte auch im Jahre 1910 noch etwa die Hälfte der deutschen Bevölkerung in Landgemeinden oder Kleinstädten. Ländliches und kleinstädtisches Milieu prägten das Bild des Deutschen Reiches nach wie vor – aber eben nicht mehr vornehmlich, sondern neben den großen Industriestädten.¹³

Mit «Urbanisierung» ist zum anderen aber auch die Durchsetzung jenes neuen großstädtischen Lebensstils gemeint, der sich vom tradi-

tionellen Leben in den Kleinstädten und Dörfern radikal unterschied. Die Großstadt wurde zum Signum der Epoche. In den großen Städten bildete sich das soziale Profil der deutschen Gesellschaft neu heraus. Nicht mehr die durch die ständische Tradition legitimierten Gruppen wie der Adel, die Geistlichkeit, der «Bürgerstand» prägten das Gesicht der städtischen Gesellschaft, sondern die durch ihre Stellung in der kapitalistischen Marktgesellschaft definierten Klassen. Nach ihnen bestimmte sich auch weitgehend die soziale Hierarchie, wie sie sich in den Städten um die Jahrhundertwende darbot.

An der Spitze stand die kleine Gruppe des reichen Großbürgertums, zu ihm gehörten nicht mehr als etwa ein- bis zweihunderttausend Personen. Unter dieser schmalen Spitze dann das eigentliche Wirtschaftsbürgertum aus Unternehmern in Industrie, Handel und Handwerk, das etwa drei bis vier Prozent der Bevölkerung ausmachte. Darunter das Bildungsbürgertum, dem um die Jahrhundertwende nur etwa ein Prozent der Bevölkerung angehörte. Es wuchs vor allem durch die Ausweitung akademischer Professionen im Staatsdienst: in der Bürokratie, im Rechts- und Gesundheitswesen und in den Bildungseinrichtungen. Zugleich nahm die Zahl der Beschäftigten mit akademischer Ausbildung aber auch im industriellen Bereich stark zu, etwa Ingenieure, Chemiker, Architekten. Viel uneinheitlicher war der Mittelstand, das sogenannte «Kleinbürgertum»: Darunter wurde nicht nur der «alte» Mittelstand gezählt – Kleinhändler, Handwerker, mittlere Beamte und Offiziere –, sondern auch das schnell wachsende Heer der Angestellten im Industrie- und Dienstleistungsbereich, der «neue» Mittelstand. Zusammen machten diese als «Bürgertum» verstandenen Gruppen etwa acht bis zehn Prozent der Bevölkerung aus, knapp fünf Millionen Menschen.

Die sozialen Differenzen und symbolischen Distanzen zwischen diesen verschiedenen Gruppen des Bürgertums waren jedoch immens. Zwischen einem der neuen superreichen Großunternehmer wie Krupp, Thyssen oder von Stumm-Halberg und einem Handwerksmeister, einem städtischen Amtsleiter oder einem Gymnasialprofessor lagen Welten – auch im gesellschaftlichen Kommen, vom Heiratsverhalten bis zum Umgang in den geselligen Vereinen. Und doch gab es im gemeinsamen Bezug auf bürgerliche Kultur, in der Hochschätzung der neuhumanistischen Bildung und in den Normen bürgerlicher Moral ein alle Gruppen umspannendes und einigendes Band,

das es erlaubt, von diesen Gruppen insgesamt als dem Bürgertum zu sprechen.¹⁴

Auch die zweite marktdefinierte Klasse, die Arbeiterschaft, war eine äußerst heterogene Gruppe. Nimmt man die engere Gruppe der in Gewerbe, Handel und Verkehr unselbstständig beschäftigten Arbeiter, so kommt man 1882 auf 24, 1907 auf etwa 33 Prozent der Bevölkerung. Fasst man auch Landarbeiter, Heimarbeiter, Dienstboten, also die vorindustriellen Unterschichten, darunter, so kommt man für 1907 auf etwa 50 Prozent. Nimmt man hingegen aus der preußischen Einkommensstatistik jene, die unterhalb der Armutsgrenze von 900 Mark Jahreseinkommen lagen, so zählt man fast zwei Drittel der Gesellschaft. Auf diese Größenordnung stößt man auch, wenn man den Anteil der Lohnarbeiter an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen misst, der von 56 Prozent im Jahre 1875 auf 76 Prozent im Jahre 1907 stieg.

Auch wer die engste Definition zur Grundlage nimmt, hat es nicht mit einer sozial homogenen Einheit zu tun, zu sehr unterschieden sich die einzelnen Arbeitergruppen voneinander. Das betraf zum einen die regionale Herkunft – die Alteingesessenen und die Zuwanderer aus dem Osten waren durch sehr verschiedene Vorerfahrungen und Einstellungen geprägt. Zum anderen trennte die soziale Herkunft – die meisten Arbeiter waren Kinder von Angehörigen der Unterschichten. Aber auch immer mehr Kinder von Handwerkern, Bauern oder kleinen Selbstständigen wurden Arbeiter. Die «Proletarisierung» des unteren Mittelstands war ein ebenso verbreitetes wie besorgt diskutiertes Phänomen. Besonders die verschiedenen Ausbildungsgrade erzeugten große Unterschiede zwischen den einzelnen Arbeitergruppen. Zwar war der Begriff des Facharbeiters nicht exakt bestimmbar, aber die sozialen Bedingungen, die ein gelernter Metallarbeiter vorfand, waren doch erheblich besser als die eines angelernten «Hilfsarbeiters», der zudem bei konjunkturellen Krisen als Erster entlassen und beim nächsten Mal erneut nur kurzfristig beschäftigt wurde.

Erheblich waren auch die Unterschiede zwischen Arbeitern in Groß- und in Kleinbetrieben; vor allem aber die zwischen männlichen und weiblichen sowie zwischen jungen und alten Arbeitern. Am besten bezahlt und sozial am besten gestellt waren junge männliche Arbeiter; Altersarmut blieb ein verbreitetes Schicksal in der Arbeiterschaft. 1907 waren zwischen 15 und 20 Prozent der erwerbstätigen Arbeiter weib-

lich, mit allerdings stark variierenden Anteilen in den verschiedenen Industriezweigen. Die Frauen waren meist ungelernt oder angelernt und verdienten deutlich weniger als Männer in gleicher Stellung.

Aber trotz solcher erheblicher Unterschiede und Differenzierungen überwogen doch die Gemeinsamkeiten: Die Arbeitszeiten waren lang, die Arbeit in der Regel körperlich anstrengend, schmutzig und gefährlich, die Wohnsituation in den engen Quartieren der großen Städte bedrückend. Ein Verlust des Arbeitsplatzes bedeutete die Verarmung der ganzen Familie. Arbeitsunfähigkeit wegen Unfall oder Krankheiten war trotz der schrittweise eingeführten Sozialversicherungssysteme bis ins 20. Jahrhundert hinein in der Arbeiterschaft ein ebenso gefürchtetes wie reales und existenzbedrohendes Risiko.

Auch die Durchsetzung der Lohnarbeit trug zur Vereinheitlichung der Arbeiterschaft bei. Die Teilentlohnung mit Naturalien, die es auf dem Lande noch lange gab, verlor nun rasch an Bedeutung. Über längere Distanzen hin betrachtet begann sich die Situation der Arbeiter bei den Einkommen zu verbessern: Die nominalen durchschnittlichen Jahreslöhne stiegen von 506 Mark (1870) über 711 Mark (1890) auf 1163 Mark (1913) – wenn auch hier wiederum die Unterschiede in den einzelnen Branchen groß waren. Auch die Reallöhne stiegen – zwischen 1871 und 1890 um 50 Prozent, bis 1913 um 90 Prozent. Das waren deutliche Zuwächse, aber sie blieben doch auch ebenso deutlich unter denen der Arbeiter in Frankreich, Großbritannien und den USA.

Insgesamt wurde auf diese Weise die größte Not der Arbeiterbevölkerung gelindert, und vor allem schien die längerfristige Perspektive auf eine noch deutlichere Verbesserung hinzuweisen: 1892 bzw. 1895 hatten in Preußen und Sachsen drei Viertel der steuerungsfähigen Staatsbürger unterhalb der Grenze von 900 bzw. 950 Mark Jahreseinkommen und also in ärmlichen Verhältnissen gelebt; 1912 nur noch gut die Hälfte.¹⁵ Aber das bedeutete eben auch, dass mindestens jeder Zweite nach wie vor in Armut lebte.

Die Differenz zwischen Arm und Reich in Deutschland vergrößerte sich in den Jahren der Hochindustrialisierung erheblich. 1854 war in Preußen ein Fünftel des Gesamteinkommens auf die reichsten fünf Prozent der Bevölkerung entfallen; 1873 war es ein Viertel, 1913 ein Drittel. Demgegenüber sank der Einkommensanteil der ärmsten 25 Prozent der Bevölkerung im gleichen Zeitraum von acht auf sieben Prozent. Das waren im internationalen Vergleich zwar

durchaus keine außergewöhnlichen Zahlen – in Großbritannien hielten die fünf Prozent Spitzenverdiener fast die Hälfte des Gesamteinkommens. In Deutschland war es aber vor allem die rasche Ausdehnung der Spitzeneinkommen und der Einkommensunterschiede, welche die Aufmerksamkeit auf sich zog.¹⁶ Dass sich die Differenz zwischen Arm und Reich und damit die soziale Spaltung der Gesellschaft unaufhaltsam zu vergrößern schien, war eine der größten Besorgnisse dieser Jahre in Deutschland. In der Kritik an der «sozialen Zerreißung des Volkes» durch den modernen Kapitalismus trafen sich Konservative und Sozialisten, wenngleich mit ganz unterschiedlichen Zielvorstellungen.

Von den sich in den Städten herausbildenden Sozialstrukturen unterschieden sich diejenigen auf dem Lande noch bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein sehr deutlich. Trotz regionaler Abweichungen herrschte hier nahezu überall eine Dreiteilung zwischen Großgrundbesitzern, Bauern und Landarbeitern vor. Der in den wirtschaftlich rückständigen Gebieten im Nordosten Deutschlands besonders verbreitete große Gutsbesitz war zu einem Teil aus den Rittergtern in adeligem Besitz hervorgegangen. Die damit traditionell verbundenen rechtlichen und sozialen Privilegien waren zwar seit den preußischen Reformen sukzessive abgebaut worden, in manchen Bereichen aber hielten sie sich trotz der Durchsetzung der bürgerlichen Rechtsgleichheit noch bis ins 20. Jahrhundert hinein – im Steuersystem, im Rechtswesen, in der ländlichen Selbstverwaltung sowie im Verhältnis zu den Tagelöhnern, Mgden und Knechten. Die ländlichen Regionen, vor allem östlich der Elbe, blieben eine Domäne gutsherrlicher Macht. Das war nicht gleichbedeutend mit der Macht des Adels: Schon in den 1860er Jahren waren eine Mehrheit, um 1880 gar zwei Drittel der Rittergter in bürgerlicher Hand.

Die schwierigen Anpassungskrisen der Landwirtschaft, aber auch Misswirtschaft und Luxuskonsum der adeligen Gutsbesitzer hatten seit den 1870er Jahren zu einer Überschuldung vieler Güter und zu ihrem Verkauf geführt, vielfach an reich gewordene Bürgerliche. Um dem wirtschaftlichen Ruin zu entgehen, passten sich viele, auch adelige, Gutsbesitzer nun stärker dem modernen, kapitalistischen Wirtschaftsprinzip an und verwandelten sich in Agrarunternehmer; das war allerdings ein sehr langfristiger Prozess. Zugleich aber wurde der Lebensstil, übrigens auch ein Teil der Privilegien der «Junker», von den

neuen bürgerlichen Gutsbesitzern übernommen oder imitiert. Viele versuchten auch, selbst einen Adelstitel zu erhalten – eine in vielen westeuropäischen Staaten zu dieser Zeit zu beobachtende Entwicklung, die vom deutschen Adel mit sich versteifender sozialer Abschließung gegenüber den neureichen Aufsteigern beantwortet wurde. Die Zahl der Neu-Nobilitierungen blieb hier daher vergleichsweise gering.

Obwohl sich das gesamtwirtschaftliche Gewicht der Landwirtschaft verringerte, blieb die soziale Sonderstellung des Adels bestehen. Als Gutsbesitzer blieben Adelige die bestimmenden Figuren auf dem Lande, oftmals in Verbindung mit der an Einfluss stetig gewinnenden regionalen Staatsbürokratie, den Landräten. Vor allem aber waren Adelige in den Spitzen der Ministerialverwaltung weit überrepräsentiert, ebenso wie im diplomatischen Dienst und der Armeeführung, wo die Generalität nahezu ausschließlich aus Adelligen bestand. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts waren Sozialprestige und politischer Einfluss des Adels paradoxerweise höher, als sie es zu Beginn der Industrialisierungsperiode gewesen waren.¹⁷

Um die Jahrhundertwende zählte man in Deutschland insgesamt etwa 5,5 Millionen ländliche Eigentümer – mit ihren Familien wohl mehr als zehn Millionen Menschen. Weniger als 0,5 Prozent davon galten als Großgrundbesitzer; alle anderen waren Bauern. Allerdings gab es nur etwa 250 000 Großbauern mit zwanzig bis hundert Hektar Land, während die Zahl der Mittelbauern mit Höfen bis zwanzig Hektar auf etwa eine Million geschätzt wurde. Diese beiden Gruppen dominierten die soziale Hierarchie des Dorfes und unterschieden sich stark von den mehr als vier Millionen Klein- und Kleinstbauern («Parzellisten»), die von dem Ertrag ihres Landbesitzes nicht oder nur schlecht leben konnten und deswegen in der Mehrheit nur Nebenerwerbslandwirte waren und als Tagelöhner auf Guts- und Bauernhöfen oder bereits in der nahen Stadt ihr Geld verdienten.¹⁸

Unter den ländlichen Eigentümern und ihren Familien standen die Landarbeiter. Sie zählten mit ihren Familien etwa sechs Millionen Menschen und lebten durchweg in dürftigen, ja ärmlichen Verhältnissen. Ein Teil von ihnen stand auch bei Beginn des neuen Jahrhunderts noch in Abhängigkeit vom Gutsherren, wenngleich dieser «halbfreie» Status als Insten, Kätner oder Häusler selbst im hinteren Ostelbien immer seltener wurde. Die meisten waren Tagelöhner, mithin formell freie Lohnarbeiter, obwohl sich das Prinzip der marktbezogenen Lohn-

arbeit hier erst allmählich durchsetzte. Daneben gab es aber auch weiterhin das Gesinde, also Mägde und Knechte, die anders als die Tagelöhner als Dauerarbeitskräfte auf Gütern und Höfen beschäftigt waren. Die zunehmend als bedrückend empfundene Abhängigkeit vom Bauern oder vom Gutsherrn sowie schlechte Arbeits- und Lebensbedingungen waren es vor allem, welche eine Abwanderung in die Stadt und auf industrielle Arbeitsplätze für das Landproletariat und die Kleinstbauern so verlockend machten.

Stadt und Land begannen sich nun allmählich zu verzahnen – Marktbeziehungen, staatliche Verwaltung, Eisenbahn, Steuern, Militär- und Schulpflicht waren hierbei die wichtigsten Faktoren. Dennoch blieb das Dorf bis ins 20. Jahrhundert hinein eine eigene Lebenswelt mit scharfen und schier unübersteigbaren sozialen Hierarchien, geringen Aufstiegschancen, hoher Sozialkontrolle und einer durch traditionelle Normen geprägten Sozialkultur.¹⁹

Betrachtet man die Sozialstruktur des Wilhelminischen Deutschland insgesamt, so sehen wir eine gespaltene Gesellschaft: auf der einen Seite eine sich rapide ausdehnende kapitalistische Klassengesellschaft – städtisch, industriell, geprägt durch enormes Wachstum und eine hohe Veränderungsintensität in allen Lebensbereichen. Auf der anderen Seite eine Agrargesellschaft, die von der industriegesellschaftlichen Dynamik ebenfalls und in zunehmendem Maße beeinflusst wurde, aber doch noch deutlich durch überkommene ständische Strukturen und durch einen Überhang traditioneller Normen gekennzeichnet blieb, welche auch die Wahrnehmung des Neuen formten. So existierte beides gleichzeitig und überlagerte sich: einerseits schroffe Klassengegensätze und soziale Ungleichheit, wie sie für Industriegesellschaften typisch waren, andererseits ständische Differenzierungen mit ausgeprägten Privilegien für Adel, Militär, Beamte und Landbesitzer.

Das waren, betrachtet man es im europäischen Vergleich, keine deutschen Besonderheiten. Die Gleichzeitigkeit von traditionellen und modernen Formationen ist in dieser langen Übergangsphase von vorwiegend agrarischen zu vorwiegend industriell bestimmten Gesellschaften eher die Normalität als die Ausnahme. Die stilbildende Dominanz adeliger Lebensführung in den bürgerlichen Oberschichten, das Weiterwirken ländlicher Normen und Traditionen, die beharrliche Autonomie ländlicher Lebensweisen finden wir in diesen Jahrzehnten

in anderen sich industrialisierenden Ländern Europas ebenso wie im Süden der USA.

Als deutlichste Besonderheit der deutschen Entwicklung gerät daher immer wieder die enorme Geschwindigkeit der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Veränderungen in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende in den Blick. Die Reibungsflächen zwischen traditionellen und modernen Orientierungen waren hier größer, die Konfliktpotentiale vielfältiger, die Veränderungserfahrungen intensiver.²⁰

Fortschrittsbegeisterung und Orientierungskrise

Symbol dieser forcierten Veränderungsdynamik war die moderne Großstadt, und für die moderne Großstadt stand Berlin. «Es ist eine neue Stadt, die neueste, die ich je gesehen habe», schrieb 1892 ein Besucher aus Amerika, Mark Twain. «Chicago nähme sich dagegen ehrwürdig aus, denn es gibt viele altaussehende Bezirke in Chicago, in Berlin jedoch nicht viele. Die Hauptmasse der Stadt macht den Eindruck, als sei sie vorige Woche erbaut worden.»²¹ Die Bauwut in Berlin um die Jahrhundertwende beeindruckte die Zeitgenossen sehr – ganze Stadtteile entstanden innerhalb weniger Jahre, das Verkehrsaufkommen vervielfachte sich, atemloses Tempo bestimmte das Leben. Entsprechend verwirrt reagierten die Besucher, noch mehr aber die Neuhinzugezogenen, die vom Lande in die Stadt kamen. «Was machten wir uns einen Begriff von Berlin!», schrieb der Landarbeiter Franz Rehbein über seine erste Reise mit der Bahn aus Pommern in die Reichshauptstadt. «Wahre Wunderdinge hatte man uns drüber erzählt, von seiner Größe, seinen himmelhohen Häusern und der märchenhaften Beleuchtung. Die Zahl der Stationslichter mehrte sich jetzt zusehends. Abwechselnd steckten wir die Köpfe aus den Wagenfenstern und blickten nach vorwärts dem hauptstädtischen Lichtmeer entgegen. Ausrufe des Staunens und der Überraschung: So viel Lichter gab's wohl in ganz Hinterpommern nicht, als wie uns hier im Fluge entgegenleuchteten.»²² Ähnlich ging es dem Bäckergehilfen Jessaia Gronach, als er im Jahre 1906 aus Galizien zum ersten Mal nach Berlin kam: «Hier kam ich nicht in eine Stadt. Hier kam eine Stadt über mich. Hier fühlte ich mich überfallen, attackiert, nach allen Seiten gerissen von einem neuen Rhythmus, neuen Menschen,

einer neuen Sprache, neuen Sitten und Gebräuchen. Ich musste an mich halten, Augen aufreißen, Muskeln anspannen, um nicht überrannt, nicht zermalmt, nicht zerquetscht zu werden.»²³

Berlin verkörperte in diesen Jahrzehnten wie sonst nur London und New York den Durchbruch der modernen Zeit. Die rastlose Bautätigkeit, das Entstehen neuer, immer größerer und prächtigerer Kaufpaläste, die Verbreitung der modernen Verkehrs- und Kommunikationsmittel versinnbildlichten den durchgreifenden Optimismus im alltäglichen Leben. Die Erforschung der Natur und die Beherrschung der Technik, so glaubte man fest, würden den Fortschritt unbegrenzt machen. Werner von Siemens, einer der berühmtesten Erfinder und Unternehmer seiner Zeit, brachte diese frohe Zukunftsgewissheit auf die Formel, «dass unsere Forschungs- und Erfindungsthätigkeit die Menschen höheren Kulturstufen zuführt, sie veredelt und idealen Bestrebungen zugänglicher macht, dass das hereinbrechende naturwissenschaftliche Zeitalter ihre Lebensnoth, ihr Siechthum mindern, ihren Lebensgenuss erhöhen, sie besser, glücklicher und mit ihrem Geschick zufriedener machen wird».²⁴ Und so wie man Städte nachts taghell erleuchten und in kilometerlangen Tunneln mit elektrischen Bahnen minutenschnell durchqueren, wie man bis dahin unheilbare Krankheiten besiegen und Produkte aus künstlichen Stoffen herstellen konnte, so würde man bestimmt auch bald die Gesetze des sozialen Zusammenlebens erforschen, um dann auch die Grundlagen von Staat und Gesellschaft neu zu gestalten, gestützt auf die Prinzipien von Rationalität, Berechenbarkeit und technischer Vernunft – das war die verbreitete Überzeugung.

Aber die Wunderwerke von Technik und Organisation waren nur die eine Seite der Wahrnehmung der neuen Zeit. Zugleich standen die neuen Großstädte, und Berlin zumal, auch für die soziale Not der Industriearbeiter, für das verbreitete Wohnungselend, für die wachsenden Gegensätze zwischen Arm und Reich. Die «soziale Frage» stand im Mittelpunkt der öffentlichen Debatten im Kaiserreich der Jahrhundertwende und wurde von den Arbeitern und der Arbeiterbewegung, die auf eine Verbesserung der sozialen Verhältnisse drängten, ebenso thematisiert wie von Bürgertum und Adel, die in solchen Forderungen eine Bedrohung ihrer Privilegien, ja des Staats- und Gemeinwesens insgesamt erblickten. Die Zerreißung der Gesellschaft und den damit einhergehenden Kampf zwischen den sozialen Klassen sah vor allem das Bürgertum als offenkundigsten Nachteil der modernen Zeit an, und

schon früh entwickelten sich Überlegungen, wie man einer solchen Tendenz der Klassenspaltung durch Betonung von nationaler Gemeinschaft entgegentreten könne.

Die neuen städtischen Agglomerationen zerstörten die Landschaft, sie konzentrierten Tausende und Hunderttausende von Menschen auf engem Raum, produzierten Abfälle und Gestank. Zugleich wurden auch die gewohnten Lebens- und Wahrnehmungsweisen der Menschen verändert. Geschwindigkeit, Organisation, Planung, erweiterte Arbeitsteilung, die veränderte Wahrnehmung von Zeit und Raum stellten neue Anforderungen und wurden vielfach als Überforderung empfunden. «Fünfminutenaudienzen, Minutengespräche am Telefon, Sekundenproduktion der Rotationsdruckmaschine, Fünftelsekundenmessung beim Fahrrad» – durch diese neuen Zeiteinheiten, so schrieb der Kulturhistoriker Karl Lamprecht 1912, werde das Leben der Menschen nun bestimmt. Das Leiden unter der Überreizung der Sinne – «Nervosität», «Neurasthenie» – wurde denn auch zur Modekrankheit der Zeit, «Hast, Unruhe und Ungemütlichkeit des gesellschaftlichen Daseins, der Classen- und Rassenhass, der Drang nach Aenderung der wirtschaftlichen und socialen Zustände um jeden Preis», das seien die Ursachen dieser Krankheit, wie die Vertreter der neuen einschlägigen Disziplinen – Nervenärzte, Psychologen, Psychiater – konstatierten.²⁵

Nicht nur die Umgebung, auch die Menschen selbst veränderten sich. Neue Umgangs- und Verhaltensweisen waren nötig, um sich in der Fabrik, in der Stadt, in den Mietskasernen, auf der Straße zu behaupten. Die Geschlechterrollen und das Verhältnis der Generationen zueinander begannen sich zu wandeln. Neue Freizeitvergnügungen entstanden und hatten Einfluss auf Erfahrungsweisen und Massengeschmack. Neue Leitbilder aber, die den veränderten Bedingungen entsprachen, waren nicht in Sicht. Umso heftiger wurde nach ihnen gesucht.

Solche Erfahrungen des Verlusts und der Beängstigung wuchsen sich um die Jahrhundertwende zu einer manifesten Orientierungskrise aus, die zum Kennzeichen der Epoche aufstieg und die neue, industrielle Welt einer zunehmend schärfer werdenden Kritik aussetzte. Diese Kritik fand ihre eloquentesten und lautesten Vertreter im Bürgertum, vor allem im Bildungsbürgertum. Es gehörte zu den Paradoxien der Zeit, dass in einer Phase, als in Deutschland die kapitalistische Wirtschaft und die moderne Wissenschaft, mithin die hervorragenden Betätigungsfelder des Bürgertums, eine nie gekannte Blüte erreichten,

dieses Bürgertum in tiefe Selbstzweifel verfiel und zu den kulturellen Auswirkungen der eigenen Erfolge immer stärkere Distanz fand. Die Opposition gegen Materialismus und die Macht des Geldes, gegen den «kalten» Intellekt, gegen Arbeitsteilung und Spezialistentum, Entfremdung und Vermassung fand hier ihre größte Verbreitung und weitete sich aus zu einem Aufbegehren gegen die kulturellen Begleiterscheinungen der Moderne insgesamt.²⁶

Nicht notwendig waren solche Klagen mit einer Ablehnung von Technik, Industrie und Wissenschaft verbunden. Dass die Heraufkunft der kapitalistischen Wirtschaftsform unvermeidlich mit spezifischen Veränderungen auch im Bereich der Kultur und der Gesellschaft verbunden sein musste – von der Klassenspaltung über die «Massengesellschaft» bis zu den Verlockungen der Großstadt –, galt keineswegs als sicher. Insofern kann man diese vielfältigen Versuche der Kritik an der Moderne auch als Versuche verstehen, die als positiv angesehenen Seiten der neuen Zeit zu akzeptieren, ihre als schädlich empfundenen Begleiterscheinungen aber zu vermeiden.²⁷

Diese Kritik war auch Ausdruck des Bedeutungsverlusts der herkömmlichen Instanz von Orientierung und Sinnstiftung, der Religion. Zwar waren religiöse Einstellung und kirchliche Bindung nach wie vor die wichtigsten kulturellen Faktoren in Deutschland. Die Zugehörigkeit zu einer der beiden Konfessionen verstand sich von selbst, und durch die konfessionelle Spaltung und die sich daraus ergebenden Rivalitäten wurden die religiös-kulturellen Bindungen noch vertieft. Zugleich aber waren Entwicklungen wie die langsame Entkirchlichung des Alltagslebens und der Verbindlichkeitsverlust religiöser Normen vor allem in den Städten unübersehbar geworden und ließen das Bedürfnis nach Weltdeutung, neuer Ordnung und Sicherheit noch anwachsen.²⁸

Die Neuerschaffung der Welt durch Technik, Wissenschaft und Kapital in diesen Jahren ging ohne Zweifel mit dem Verlust an Sicherheit und Vertrauen einher, mit der Auflösung auch privater Bindungen, mit wirtschaftlicher Unsicherheit und sozialer Instabilität – zugleich aber auch mit gewachsenen Chancen für viele, mit Aufstiegsmöglichkeiten und der Aussicht, dass angesichts der prosperierenden Industriewirtschaft sich auch die Lage der Arbeiterbevölkerung auf längere Sicht weiter deutlich verbessern würde. Kennzeichnend für die Jahrhundertwende war also beides – Fortschrittsoptimismus und Zukunftspessimismus; Erleichterung über die Befreiung von alten Kon-

ventionen und Beängstigung durch den Einbruch des Neuen in die gewohnte Lebenswelt.

Die gebräuchlichste und verbreitetste Reaktion auf diese Herausforderungen war die feste Orientierung am Althergebrachten und Überkommenen. Das bezog sich zunächst vor allem auf den privaten Bereich von Familie und Sexualität, Kindererziehung und Lebensführung. Das Modell der bürgerlichen Familie hatte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts durchgesetzt, mit ihm die unbedingte Vorrangstellung des Ehemannes über Frau und Kinder, die geschlechtsspezifische Rollenteilung – der Mann war in Beruf und Öffentlichkeit tätig, die Frau für Haus und Kindererziehung zuständig – und das Ideal der Einheit von Ehe, Liebe und Sexualität. Seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts aber begannen sich die Axiome des privaten Lebens zu verändern. Bei den Unterschichten, vor allem in der neuen, vielfach ungebundenen städtischen Industriearbeiterschaft, waren unklare Ehe- und Verwandtschaftsbeziehungen ebenso häufig wie uneheliche Kinder und alleinstehende Mütter. Auch die Entstehung der «Jugendlichen», einer als neu empfundenen Altersgruppe zwischen Kindheit und Erwachsenenalter, die eigene Lebensweisen und ein neues Selbstbewusstsein entwickelte, stieß vielfach auf angstvolle Ablehnung. Der Drang vieler Frauen, vor allem im Bürgertum, die traditionellen Rollenmuster zu überwinden und aus der Reduktion auf Familie und Kinderaufzucht auszubrechen, erweckte bei Männern vielfach aggressive Abwehr. Prostitution und Homosexualität, Phänomene, die in den großen Städten nun sichtbarer und massierter auftauchten als in den diskreten Nischen der Provinz, wurden als Sinnbild der sittenzerstörenden Kraft der Moderne und als Anschlag auf Familie, Ehe und Normalität begriffen; die Großstadt als «große Hure Babylon» apostrophiert.²⁹

Entsprechend massiv waren die Gegenbewegungen – nicht nur in öffentlichen Bekundungen, Aufsätzen und im gesellschaftlichen Kommentar, sondern auch in der Rechtsprechung. Im Reichsstrafgesetzbuch von 1871 und im Bürgerlichen Gesetzbuch von 1900, welche die unterschiedlichen Rechtsbestände der deutschen Bundesstaaten vereinheitlichten und neu ordneten, versuchte man, solche Bedrohungen abzuwehren und die tradierten Ideale von Familie und Sittlichkeit festzuschreiben. Bei der Strafbarkeit der Homosexualität wurden mit hin nicht die liberaleren Traditionen süddeutscher Bundesstaaten, sondern die weitaus strengeren preußischen Bestimmungen übernommen

und in manchen Bereichen noch verschärft. Das Scheidungsrecht schützte die Institution der Ehe auch gegen den subjektiven Willen der Ehepartner und schränkte die Scheidungsgründe weiter ein. Die rechtliche Stellung des Ehemannes gegenüber seiner Frau wurde noch ausgebaut. Die Ehefrau unterstand ihrem Mann in einer Art Vormundschaft, ihre Geschäftsfähigkeit wurde begrenzt; auch hier brachte das BGB eine Verschärfung mit sich. Das uneheliche Kind und seine Mutter sahen sich einer erheblichen rechtlichen Diskriminierung ausgesetzt. Das strafbewehrte Verbot der Abtreibung blieb bestehen und wurde sogar noch ausgedehnt.³⁰

Solche repressiven Verrechtlichungen sind vor allem als Reaktion auf tatsächliche oder auch nur befürchtete Veränderungen und Aufweichungen traditioneller Strukturen zu verstehen. Gegen die befürchtete Zerstörung von Familie, Ehe und Sittengesetz durch Großstadt, Industrieproletariat und Massengesellschaft, durch Selbstständigkeitsbestrebungen von Frauen und Jugendlichen sollten die überkommenen Normen und mit ihnen die tradierten Vorstellungen von richtig und falsch, oben und unten fixiert und gegen Veränderungen abgesichert werden. Dahinter standen zum einen politische Interessen jener Gruppen, die sich ganz generell gegen eine Veränderung der Gesellschaft wandten und mit einer Stabilisierung der normativen Strukturen auch die Machtverhältnisse festzuschreiben trachteten. Auf der anderen Seite entsprach die Fixierung tradierter Werthaltungen in einer Zeit extremen sozialen und kulturellen Wandels auch dem Bedürfnis all jener, die solcher fester Normenkataloge bedurften, um sich mit dem anstürzend Neuen auseinandersetzen zu können; und das war, jenseits der politischen Zerklüftungen, gewiss die Mehrheit der Gesellschaft.

Aber es gab zugleich auch Gegenkräfte, die versuchten, auch die Bereiche des privaten Lebens zu reformieren und den neuen Gegebenheiten anzupassen. Vor allem wurden die inkriminierten Abweichungen nun wissenschaftlich und politisch in der Öffentlichkeit debattiert, nicht mehr nur abgedrängt und unterdrückt. Die repressiven Erziehungsmethoden wurden ebenso wie das Leiden an den rigiden Sexualnormen zu großen Themen in der Literatur. Nacktheit und Sexualität wurden jetzt vielfach auch positiv dargestellt, als Elemente des Unmittelbaren und Natürlichen. Eine Bewegung für Sexualreform entstand, die Veränderungen der Rechtsnormen forderte – im Familienrecht, bei der Homosexualität oder im Umgang mit Unehelichkeit. Erste Schritte

zu einer Lockerung der Sitten wurden spürbar: Die berühmten Badekarren etwa, mithilfe derer weibliche Badegäste, den Blicken Neugieriger entzogen, ihr Bad zu nehmen gezwungen waren, verschwanden allmählich. Die Kleiderordnung wurde weniger streng; das Verhältnis der Geschlechter begann sich zu entspannen – allerdings nur in den großen Städten, und auch dort nur in abgegrenzten Zirkeln.

Die Verbindung von Fortschrittsbegeisterung und sichernder Orientierung am Überkommenen wurde auch in anderen Bereichen sinnfälliger; in der Architektur der Zeit etwa. Das neue Berlin wurde, was die Repräsentativbauten angeht, in einem wunderlichen Stil des Historismus erbaut. Neo-Renaissance, Neo-Barock, Neo-Romanik dominierten: Türme, Kuppeln, Statuen, schlossähnliche Aufbauten, Ornamente und historisierende Inschriften für denkbar profane Zwecke. Ein Hang zu Protz, Prunk und Monumentalität war unübersehbar. Bahnhöfe, die wie Kathedralen aussahen, Rathäuser wie staufische Pfalzen, Kaufpaläste wie Burgen aus einer Phantasievergangenheit – nur irgendwie «altdeutsch» musste es aussehen. Eine so junge Gesellschaft wie die deutsche in einem frisch gegründeten Nationalstaat, den es so vorher nie gegeben hatte, beschwor um so stärker die Tradition, je unsicherer sie sich in der Gegenwart fühlte. Vor allem Gebäude mit besonders «modernen» Zwecken – Banken, Versicherungen, Bahnhöfe – wurden mit einer historisierenden Hülle umgeben. Der Neubau der Gaststätte «Aschinger» in Berlin, ein Billigrestaurant zur gleichzeitigen Verköstigung von mehr als 4000 Menschen, trieb solche Vermummung auf die Spitze: «Die Fassade mittelalterlicher Kathedralenstil, Mauern gleich heidnischen Totengrüften, Untergeschosse, Tausendundeiner Nacht entnommen, wahre indische Felsenester, die Säle reinste Thronsäle der Gotenkönige», notierte ein französischer Journalist verwundert.³¹

Diese Verbindung von technischer Modernität und monumentaler, historisierender Verhüllung in der Architektur zeigte, wie stolz man auf das Erreichte war – und wie unsicher zugleich im Umgang damit. Das versinnbildlichte sich auf eigentümliche Weise im Auftreten des deutschen Monarchen, Wilhelms II., der das Land in dieser Zeitspanne des extremen Wandels repräsentierte. Wilhelms Begeisterung für moderne Technik war legendär, ebenso seine Ablehnung der Begleitscheinungen der neuen Zeit – vom Parlamentarismus bis zur modernen

Kunst. Seine Orientierung an einer idealisierten Vergangenheit drückte sich in seiner Vorliebe für ein romantisierendes Mittelalter ebenso aus wie in seinen stetig wechselnden, reich ornamentierten Uniformen. Der bramarbasierende Stil des Monarchen, der Hang zu Imponiergehabe und großer Geste zeigte den Parvenu, der im Umgang mit dem neuen Reichtum unsicher war und der nach künstlichen Symbolen der Verwurzelung in Geschichte und Tradition suchte, je stärker sich die Gegenwart dynamisierte. Wilhelm verkörperte hier den prägenden, «modernen» Typ seiner Zeit: den Aufsteiger und Karrieristen, der nach Geltung und Prestige drängte und doch der Neureiche ohne Bodenhaftung und ruhiges Selbstwertgefühl blieb – kompensiert durch das Militärisch-Schneidige, das nun bis zum Überdruß gesteigerte Preußisch-Zackige, verbunden mit Arroganz, Untertanenmentalität und lautem Hurratriotismus. Das war natürlich eine Karikatur, aber als solche wurde Wilhelm ja auch vielfach empfunden, vor allem seit sich seine diplomatischen Missgriffe und Peinlichkeiten zu häufen begannen. Daneben gab es aber auch die anderen zeitprägenden Typen: den geistvollen, ironischen Literaten etwa, den ebenso revolutionären wie reputierlichen Arbeiterführer, den jugendbewegten Schwärmer, den knorrigen Unternehmenspatriarchen. Aber Wilhelm drückte durch seine Unrast, die von ihm verkörperte Kombination aus Auftrumpfen und Minderwertigkeitsgefühl, auch durch sein schnarrendes Pathos doch besonders viel vom Geist der Zeit aus.³²

Denn mit solchem Gebaren entsprach der Monarch auch den Bedürfnissen der deutschen Gesellschaft, die ihren Stolz über den rasanten Aufstieg Deutschlands in Pomp und großer Geste ausgedrückt sah, während sie angesichts des Verlusts vieler Halt gebender Traditionen nach Sicherheit und Autorität suchte. Solche Bedürfnisse banden sich auch im Bürgertum vor allem an den Staat und seine Repräsentanten. Seit der Niederschlagung der Revolution von 1848/49 waren die Stärke der staatlichen Institutionen und die Schwäche des Parlamentarismus zu wesentlichen Strukturmerkmalen zunächst der preußischen, dann der preußisch-deutschen Gesellschaft geworden. Als dann der Nationalstaat durch eine Staatsgründung von oben geschaffen wurde, die durch drei kalkulierte und gewonnene Kriege ermöglicht worden war, ergänzte sich diese autoritäre Grundstruktur durch den Primat des Militärischen, der auch Jahrzehnte nach den kriegerischen Erfolgen noch wirksam war. In keinem anderen Indus-

triestaat der Zeit erreichten die Angehörigen der Militärkaste ein solches Sozialprestige. Militärische Umgangsformen wurden in der Erziehung ebenso wie im gesellschaftlichen Umgang nachgerade stilbildend. Die Dominanz des Militärischen bot ebenso wie die Existenz eines autoritären Staates ein verlässliches Stabilisierungselement und verhieß in einer Welt, die buchstäblich aus den Fugen platzte, Sicherheit, Stetigkeit und Verlässlichkeit.³³

Ein weiteres Beispiel für die Suche nach Orientierung im Vertrauten als eines der beherrschenden Kennzeichen der Zeit bietet die Arbeiterbewegung. Sie war entstanden als defensiver Zusammenschluss der neuen städtischen Lohnarbeiter, um gegenüber Unternehmern und Staat ihre sozialen und politischen Interessen vertreten zu können: eine gewisse Grundsicherung des Lebens durch verbesserte Löhne und erste Ansätze sozialer Absicherung; eine politische Vertretung in den Parlamenten, um die Interessen der dort zunächst stark unterrepräsentierten Arbeiterschaft wahrzunehmen. Zugleich aber teilte die sozialistische Arbeiterbewegung in Deutschland wie anderswo die Begeisterung über den wirtschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritt der Epoche, war sie doch überzeugt, dass diese Entwicklung dereinst auch den breiten Arbeitermassen zugute kommen würde, wenn nur einmal größere politische und soziale Gerechtigkeit hergestellt wäre. Die Zukunft, davon waren die sozialdemokratischen Arbeiter in Deutschland überzeugt, würde ihnen gehören.³⁴

In der Gegenwart aber waren die Organisationen der Arbeiterbewegung vor allem Schutzräume, die in einer unüberschaubaren neuen Welt Sicherheit und Zusammenhalt boten. Der erste Weg des schon erwähnten Bäckergejellen Jessaia Gronach, der sich nach seiner Ankunft in Berlin schier zermalmt fühlte, führte ihn zum Gewerkschaftshaus am Berliner Engelufer. Hier wurde er freundlich empfangen. Die Bäckergejerkerschaft bot ihm Hilfe und das Gefühl der Vertrautheit: «Ich bekam Auskunft, eine Wartenummer des Nachweises, eine geldliche Unterstützung und Ratschläge wegen Schlafstelle und Essen. [...] Ja, ich hatte Angst! Berlin! Dieser Riese flößte mir Respekt ein – aber Engelufer 12 war freundlich, nannte mich Kollege, Genosse und reichte mir die Hand. Mein Herz füllte sich mit Selbstvertrauen.»³⁵

Diese Einbindung in vertraute soziale und kulturelle Umgebungen, in «sozialmoralische Milieus» gewann in den Jahrzehnten nach der

Jahrhundertwende große Bedeutung. Der weit über die politischen Zielsetzungen hinaus wirksame enge Zusammenhalt, den die sozialistische Arbeiterbewegung mit ihren vielfältigen Vereinen und Organisationen zur Lebensbewältigung und Daseinsvorsorge bot, ist dafür das bedeutendste Beispiel. Ähnliche Entwicklungen finden sich aber auch bei den katholischen Arbeitern mit dem sozialen und kulturellen Vereinswesen der Katholischen Kirche und der Zentrumspartei als politischer Organisation und auch bei der polnischen Minderheit, die ein dichtes Netzwerk aus kulturellen, sozialen und politischen Institutionen aufbaute, um den insbesondere im Ruhrgebiet lebenden Polen Sicherheit und Orientierung vermitteln zu können.

Die neue, verunsichernde Umwelt nahmen die Zugewanderten, ob Deutsche oder Polen, nur sukzessive an und schlossen sich im privaten Bereich um so enger zusammen, orientierten sich an den tradierten Werten ihrer Herkunftsgesellschaft um so mehr, je heftiger sich ihr gewohntes Leben veränderte. Dies führte zu einer charakteristischen Kluft zwischen der Welt, in der die Neuankömmlinge jetzt lebten, und der kulturellen Orientierung, auf die sie sich zum Schutz bezogen. Diese mentale und kulturelle Rückversicherung vollzog sich dabei besonders über die Regeln und Vorstellungen von Familie, Ehe, Sexualität sowie die Definition des Normalen – Regeln, die ihre Legitimation sehr stark aus der Wahrnehmung der althergebrachten, vermeintlich seit Jahrhunderten gültigen Traditionen und Wertorientierungen bezogen. Dabei handelte es sich vielfach um Wunschbilder einer alten, nun aber bedrohten Tradition, die durch scharfe Sanktionierungen als Bollwerk gegen das einstürmend Neue restituiert und gefestigt werden musste. Das aber tat ihrer Wirksamkeit keinen Abbruch.³⁶

Besonders deutlich wird dieses Zusammenspiel von Aufbruch und Orientierung am Überkommenen in der Jugendbewegung. Sie war zunächst ein Teil der wesentlich breiteren Bewegung der Lebensreformer, die danach strebten, in der als einengend und bedrückend empfundenen Welt des Wilhelminismus neue, eigene Wege zu finden, nach Freiheit, Natur und Ursprünglichkeit zu suchen und den Zwängen der Konvention zu entkommen. Auswirkungen dieser Bestrebungen fanden sich im Bereich des Wohnungs- und Städtebaus ebenso wie in der Erziehung oder der Sexualpolitik. Die Jugendbewegung war jedoch wesentlich breiter, in den Zielsetzungen auch diffuser als die Lebens-

reformer. Vor allem aber war sie besonders einflussreich – und das über Jahrzehnte hinweg.

In ihren Anfängen ging die Jugendbewegung auf Bestrebungen unter großstädtischen Gymnasiasten der Jahre um 1900 zurück, sich von den Bindungen an Großstadt, Massengesellschaft und Industrialismus, aber auch von den als eng und autoritär empfundenen Elternhäusern und den Paukschulen zu lösen, um mit Gleichgesinnten zur Natur, zum ungebundenen Leben und zur Kameradschaft zurückzufinden. Wanderungen durch vermeintlich ursprüngliche Natur, zivilisationsferne Einfachheit, Schlafen am Lagerfeuer unter freiem Himmel, Verklärung volkstümlicher Bräuche, Sonnwendfeiern nach altgermanischem Brauch, Begeisterung für ein erträumtes, romantisches Mittelalter kennzeichneten diese rasch anwachsende Bewegung unter den bürgerlichen Jugendlichen. Sie fand im Jahre 1913 ihren Höhepunkt, als sich Tausende von Jugendbewegten auf dem «Hohen Meißner» versammelten und in einer pathetischen Inszenierung dazu bekannten, «nach eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben [zu] gestalten.»³⁷

Mochten sich solche Bestrebungen auch oftmals auf das Wochenende oder sonntägliche Ausflüge in den Stadtwald beschränken und bald wunderliche Formen annehmen, so drückte diese zivilisationskritische Jugendbewegung doch ebenso eine verbreitete Unzufriedenheit mit der modernen Wachstums- und Massengesellschaft des Kaiserreiches aus wie eine tiefe Sehnsucht nach Orientierung, Einfachheit und Unmittelbarkeit. Ähnliches galt für die vielfältig mit der Jugendbewegung verbundenen Bestrebungen zivilisationsmüder Stadtflüchtlinge, die einem Kult von Sonne, Licht und «Leben», von Gesundheit und Natur frönten und bald unterschiedlichste Nachahmer fanden.

Im Mittelpunkt dieser in sich sehr vielfältigen Bewegung aber stand das Ideal der «Jugend» selbst. Das Bekenntnis zur eigenen Jugendlichkeit galt als der eigentliche Befreiungsakt. Das wird verständlicher, wenn man berücksichtigt, dass das Leitbild der deutschen Gesellschaft in den Jahrzehnten zuvor der gereifte, ältere Mann war. Der 1881 geborene deutsch-österreichische Schriftsteller Stefan Zweig erinnerte sich in seinen Memoiren an seine Schulzeit als ein einziges Spießrutenlaufen zur Strafe dafür, dass man noch nicht erwachsen war, und beklagte, dass in den 1880er und 1890er Jahren «Jugend zur Hemmung in jeder Karriere wurde und nur Alter zum Vorzug.» So musste «in

jenem Zeitalter der Sicherheit jeder, der vorwärts wollte, alle denkbare Maskierung versuchen, um älter zu erscheinen. [...] Man legte sich schwarze Gehröcke zu und einen gemächlichen Gang und wenn möglich ein leichtes Embonpoint, um diese erstrebenswerte Gesetztheit zu verkörpern, und wer ehrgeizig war, mühte sich, dem der Unsolidität verdächtigen Zeitalter der Jugend wenigstens äußerlich Absage zu leisten.»³⁸

In einer Zeit der Veränderungen orientierte man sich am Alten und Vertrauten – dagegen rebellierte die Jugendbewegung und suchte nach neuen, zeitgemäßerem Leitbildern. Sie fand sie paradoxerweise in noch älteren und als ursprünglicher empfundenen Mythen des Mittelalters, der Romantik und einer archaischen Naturmystik. So drückte sich in der Jugendbewegung beides aus: die Verunsicherung durch die rapide Veränderungsdynamik der Jahrhundertwende und zugleich die Ablehnung der gängigen Formen, in welchen auf diese Veränderungen reagiert wurde. Zugleich reflektierte der Jugendmythos die gewandelte demographische Struktur der deutschen Gesellschaft – nie zuvor war der Anteil Jugendlicher an der Gesamtbevölkerung so hoch gewesen wie zu dieser Zeit; und in den neuen städtischen Zentren mit besonders hohen Anteilen neu zugewanderter Arbeitskräfte wurde dies besonders offenkundig.

Noch stärker als in der Jugendbewegung und mit ihr doch auf verschiedene Weisen verbunden waren die Aufbruchsversuche unter den avantgardistischen Künstlern, deren Werke ebenso wie ihr Lebensstil in ihrer Radikalität das Ausmaß und die Tiefe des gesellschaftlichen Wandels ausdrückten und dabei auch die Zerrissenheit der Epoche spiegelten. Denn einerseits suchten und fanden sie in ihren Texten und Bildern neue, bis dahin ungekannte und der neuen Zeit entsprechende, «moderne» Ausdrucksformen. Auf der anderen Seite drückte sich in ihren Werken vielfach noch extremer als in den Experimenten der Lebensreformer oder der Sinnsuche der Jugendbewegung die scharfe Wendung gegen die neue städtische und industrielle Welt aus. Natürlich waren dabei Vermischungen und Übergänge aller Art kennzeichnend für das außerordentlich schillernde und vor Dynamik schier berstende kulturelle Leben im Deutschland der Jahrhundertwende, zumal in Berlin. Aber jenseits der vielfältigen literarischen Stile und ästhetischen Schulen mit ihren unendlichen Übergängen werden doch klare Trends sichtbar. Nicht mehr die durch den Kapitalismus her-

vorgebrachten sozialen Verwerfungen standen im Mittelpunkt des Interesses, wie noch bis in die 1890er Jahre im Naturalismus, sondern die als Verluste empfundenen kulturellen Auswirkungen des Industrialismus.

Die künstlerischen Strömungen, die sich gegen den Naturalismus wandten, waren vielfältig – Dekadenz, Impressionismus, Symbolismus, Neuromantik, Jugendstil, Stilkunst, schließlich Expressionismus. Allen gemeinsam war die Abwendung vom direkten gesellschaftlichen Engagement und der Politik. Im Mittelpunkt standen nun die Probleme des großen bürgerlichen Ichs, der künstlerischen, autonomen Persönlichkeit, die unter den Zumutungen und der Leere der neuen Massengesellschaft litt und sich in ein Reich der idealen, reinen Kunst zurückzog. Von hier aus sollte die Erneuerung der Welt ermöglicht werden, durch die Feier von Geist und Ästhetik, durch Bezug auf Individuum und Gemeinschaft statt auf Masse und Gesellschaft. Gegen die Konventionen der bürgerlichen Zivilisation, gegen die Orientierung auf Rationalität, Leistung, Nützlichkeit und technischen Fortschritt errichteten die neuen Künstler einen Kult des autonomen Ichs, der Jugend, des «Lebens» – und der Kunst selbst.³⁹

In nahezu reiner Form trat diese neue Kunstgesinnung im Werk des Lyrikers Stefan George auf, der als Meister eines esoterischen Kreises ihm ergebener Jünger eine radikale Ästhetik der absoluten Kunst propagierte – «gegen den Ungeist der Zeit, die Großmannssucht, den Fortschrittswahn, die Egalitätsphrasen, die Nivellierung alles Großen, die Auflösung der Werte, die liberal demokratischen Durchschnittlichkeiten, gegen die verordnete Optik, gegen die Herrschaft der ‹Gesellschaft› und ihren banalen Rationalismus, gegen den emphatischen Individualismus», wie Thomas Nipperdey aufzählt. Dabei war diese Literatur in hohem Maße «modern», insofern sie die aufkommenden Strömungen der Zeit frühzeitig erkannte und aufgriff und dies in neuen, zeitadäquaten und zeitgenössisch durchaus als revolutionär empfundenen künstlerischen Formen tat – ein moderner Aufstand gegen die Moderne.⁴⁰

Allerdings – solches blieb, ebenso wie die vielfältigen Versuche neuer Lebensformen in Gemeinschaften, Landkommunen oder auch die Propagierung einer neuen Sexualität, das Spielfeld kleiner avantgardistischer Minderheiten. Aber der Einfluss solcher Ideen vor allem auf die bürgerliche Jugend war doch enorm. Von dem Kult um Stefan

George beispielsweise waren nicht geringe Teile der um die Jahrhundertwende Geborenen tief und nachhaltig beeinflusst. Die hier formulierte radikale Kritik an den Hervorbringungen der neuen Welt fand Eingang in die Denk- und Fühlweise einer ganzen Generation.

Das ist auch insofern von Bedeutung, als Teile der Reformbewegungen und der neuen künstlerischen Avantgarde aus der Kulturkritik heraus Anschluss zu stärker politisierten Formen des Protests gegen die Moderne fanden. So bildete sich hier eine schroffe Haltung gegen Konkurrenz, Konflikt und die Vertretung von Interessen sozialer Gruppen und politischer Parteien. Dagegen stand das Bekenntnis zum harmonischen, «organischen Leben» als der Vorstellung eines nicht entfremdeten, von Marktbeziehungen, Nützlichkeitsdenken und Pragmatismus freien Lebens, das freilich von einem starken, autoritären Staat abgesichert werden müsste – «machtgeschützte Innerlichkeit» nannte Thomas Mann das später.⁴¹ Auch zählte dazu die Kritik an der «Verflachung» und am bloß äußerlichen technischen Fortschritt, an Materialismus, Entfremdung und Sinnverlust. Ein scharfer Gegensatz zwischen autonomer Persönlichkeit und den Tendenzen der «Massengesellschaft», das Klagen über das Fehlen von Tragik und Tiefe kennzeichnen die sich hier durchsetzenden Tendenzen. Sie gipfelten in der Gegenüberstellung von Gemeinschaft und Kultur auf der einen, Gesellschaft und Zivilisation auf der anderen Seite und trugen deutliche Elemente eines antiliberalen und gegen die Prinzipien der Aufklärung gerichteten Denkens.⁴²

Radikale Antworten auf die Krise der bürgerlichen Gesellschaft

Die als Krise und Bedrohung der bürgerlichen Gesellschaft empfundene radikale Veränderung der Welt in den zwei Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg führte vor allem in Deutschland zum Aufkommen nicht minder radikaler Antworten auf diese Krise. Das schlug sich im Aufschwung der großen politischen Ideologien nieder, die im Zuge des Aufstiegs der Massengesellschaft so viele Menschen wie nie zuvor mobilisierten. Moderne Ideologien sind Weltdeutungskonzepte. Sie erklären die komplexen Verhältnisse auf eingängige und einleuchtende

Weise, heben dabei auf eindeutige Verursacher ab und bieten so Handlungsanleitung und Verhaltenssicherheit. In der hier behandelten Zeitphase füllten die modernen Ideologien die Lücken, die durch das Zurückweichen der religiösen Orientierungen entstanden waren. Zugleich waren sie ein Reflex der modernen Partizipationsgesellschaften, in denen die Mobilisierung von Anhängern in nie zuvor gekannter Zahl ein politischer Faktor ersten Ranges wurde – durch Wahlen, durch politische Aktionen wie Demonstrationen oder Streiks, durch die aufkommenden Kommunikationsmittel und durch die Entstehung von mächtigen politischen und sozialen Massenorganisationen.

Die sozialistische Arbeiterbewegung bot das Modell für diese Verbindung von Ideologie, politischer Aktion und Massenbewegung. Sie war sowohl sozialer Unterstützungsverband wie politische Partei, und die Überzeugung, mit dem Marxismus ein Erklärungssystem zu besitzen, das die gerade durchlebten Wandlungsprozesse treffsicher analysieren und die weitere Entwicklung zuverlässig voraussagen konnte, verlieh ihren Anhängern Sicherheit und Selbstbewusstsein.

Der Erfolg des popularisierten Marxismus beruhte vor allem darauf, dass die Erfahrungen von Ausbeutung, Diskriminierung und Verfolgung der sozialistischen Arbeiter als Teil jenes ewigen Kampfes zwischen den ausbeutenden und den ausgebeuteten Klassen erklärt werden konnte, der sich durch die ganze Menschheitsgeschichte zog. So gewann diese Theorie historische Legitimität und Tiefe. Mit ihrer Hilfe konnte die erlebte soziale und politische Diskriminierung der Arbeiterschaft erklärt und als veränderbar erkannt werden.

Die Versuche der Obrigkeit, sich der proletarischen Umstürzler durch Ausnahme Gesetze und den Einsatz von Truppen zu erwehren, bestätigten die marxistische Analyse des Klassenstaates und der Klassenjustiz und bestärkten die Überzeugung, dass die eigenen Theorien zutrafen und nicht nur die Gegenwart und die Geschichte richtig beschrieben, sondern auch die Tendenzen der Zukunft – die Unvereinbarkeit der Klassengegensätze, die Notwendigkeit des Sozialismus, die Utopie einer klassenlosen Gesellschaft, in welcher es weder Ausbeutung noch soziale Widersprüche mehr geben werde. Die daraus erwachsende Zuversicht und Überzeugungsstärke, die Mischung aus plausibler Gegenwartsanalyse und politischer Religion boten die Grundlagen für den engen Zusammenhalt und die Opferbereitschaft der deutschen Arbeiterbewegung über mehr als ein Jahrhundert hinweg.⁴³

Die durch die marxistische Theorie nicht zu erklärenden Widersprüche wurden hingegen negiert: Zwar war vor allem in den 1850er bis 1880er Jahren ein erheblicher Teil der neuen Arbeiterklasse tatsächlich sozial verelendet – seit den 1890er Jahren aber gab es deutliche Hinweise auf eine langsame, aber stetige Verbesserung der sozialen Lage. Zwar wurde in der Arbeiterbewegung der Gedanke des Internationalismus hochgehalten – demnach waren es die sozialen, nicht die nationalen Unterschiede, welche im Kapitalismus die Gesellschaften dominierten –, aber tatsächlich wurden auch die sozialistischen Arbeiter mehr und mehr vom Gedanken der nationalen Einheit, vom Bezug auf Vaterland und Patriotismus erfasst.

Die revolutionäre Perspektive der Arbeiterbewegung wurde indes in der politischen Praxis bald gemildert, und zwar umso mehr, je größer die sozialen und politischen Erfolge der Sozialdemokratie in der Gesellschaft des Kaiserreiches wurden. Gleichwohl hielt die SPD an ihren revolutionären Grundüberzeugungen jedenfalls offiziell fest; schon weil die radikale Rhetorik von einer dereinst zu erreichenden Idealgesellschaft die Orientierung auf eine Erlösungsperspektive und damit ein wichtiges Motiv für Kampfesfeier und Solidaritätsgefühl der Arbeiter beinhaltete. Zudem führte das Erstarken der Sozialdemokratie zu immer weiter verschärften Reaktionen des Staates und der politischen Rechten gegen sie, was die Erfolgsaussichten auf Reform und sukzessive Veränderung des politischen und sozialen Systems des Kaiserreiches immer wieder zu dementieren schien. Die Zuspitzung der politischen Auseinandersetzungen nach der Jahrhundertwende führte schließlich zur Entstehung eines radikalen, revolutionären Flügels der Sozialdemokratie, der konsequent auf den gewaltsamen Sturz des Systems und die Diktatur des Proletariats nach Marx'scher Theorie setzte. Aus diesen Anfängen entwickelte sich die Kommunistische Partei – und zwar nicht nur Deutschlands, denn der in Deutschland entwickelte Marxismus erwies sich als Exportschlager und wurde zur theoretischen Grundlage der entstehenden sozialistischen Arbeiterbewegungen in der ganzen sich industrialisierenden Welt. Das galt in Sonderheit für Russland; denn die russischen Revolutionäre bezogen sich in ihren Analysen des Kapitalismus immer auf die Lage in den entwickelten kapitalistischen Gesellschaften des Westens und vor allem auf Deutschland.⁴⁴

Die Stärke des Marxismus ist allerdings kein Beleg dafür, dass die

sozialen Widersprüche oder die politische Unterdrückung der Arbeiter in Deutschland besonders ausgeprägt waren – eher im Gegenteil: Der Vergleich mit den anderen sich entwickelnden Industrienationen des Westens fällt hier schon wegen der frühen sozialstaatlichen Ausrichtung durchaus zugunsten Deutschlands aus, ganz zu schweigen von der rückständigen zaristischen Despotie. Es wird vielmehr sichtbar, dass Deutschland um die Jahrhundertwende aufgrund der besonders erfolgreichen und vor allem besonders schnellen wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen Entwicklung zum Experimentierfeld der Moderne wurde: In den 25 Jahren zwischen 1890 und dem Beginn des Ersten Weltkriegs wurden hier die Auswirkungen der rapiden Umwälzungen gewissermaßen ungebremst erlebt und die möglichen Reaktionen und Antworten darauf in allen Varianten und in rasender Eile durchgespielt. In der überhitzten Atmosphäre des explodierenden Berlins entstanden so innerhalb kürzester Zeit die neuesten Varianten nicht nur der wissenschaftlichen, technischen oder infrastrukturellen Errungenschaften, sondern auch der kulturellen und ideologischen. Expressionismus und Lebensreform, Radikalnationalismus und Radikalmarxismus, Jugendbewegung, moderner Antisemitismus und Zionismus, völkische Bewegung und die Vorformen der kommunistischen Weltbewegung wurden hier beinahe zeitgleich und zuweilen am gleichen Ort erdacht und erprobt.

Unter allen diesen Bewegungen und Ideologien erreichte der Nationalismus die größte Dynamik und die intensivste Verbreitung. Er war in Deutschland bis zur Reichsgründung 1871 eine Oppositionsbewegung gewesen, eng verbunden mit dem Bestreben nach liberalen Freiheitsrechten, Demokratie und Parlamentarismus. Er war zudem an keinen national definierten Staat gebunden, sondern ein Kultur- und Sprachnationalismus, der sich freilich schon früh Identität durch Abgrenzung von nichtdeutschen Gruppen und Nationen verschaffte. Mit dem Erreichen seiner Ziele durch die kleindeutsche Nationalstaatsgründung mutierte er zum Reichsnationalismus und damit zum zentralen Integrationsmuster einer jungen, in sich außerordentlich heterogenen und uneinigen «Nation», die sich nun bemühen musste, so bald wie möglich einigende Bande um dieses amorphe und kontingente Gebilde zu schlingen. Was als «deutsch» anzusehen war, wurde zunächst vor allem durch die Abgrenzung vom Nicht-Deutschen definiert, durch

Frontstellungen gegen die Polen im Osten und die Franzosen im Westen. Hinzu kam früh eine innere Abgrenzung gegenüber jenen, die sich gegen diese Überwältigung durch den Nationalstaat als primäre oder gar einzige Bindungsform zur Wehr setzten und andere Orientierungen bevorzugten: den Sozialdemokraten vor allem mit ihrer Ausrichtung am Internationalismus; auch den Katholiken mit ihrer Verbindung zur Papstkirche in Rom. Früh grenzte sich der neudeutsche Nationalismus zudem von der einzigen nichtchristlichen Minderheit in Deutschland ab, den Juden. Hieraus wuchs in den 1880er Jahren ein durchaus traditioneller, protestantisch inszenierter Partei-Antisemitismus, der aber recht bald wieder verschwand und anderen Varianten Platz machte.⁴⁵

Der Nationalismus bündelte auf diese Weise viele, wenn nicht alle Beschwerden und Beängstigungen: das Leiden an sozialer Zerrissenheit und politischer Auseinandersetzung, die Verklärung der Einheit vor der Vielfalt, die Resignation vor der Kompliziertheit der modernen Welt und die Sehnsucht nach einfachen Erklärungen, die Angst vor den Anarchismen der Freiheit, die Suche nach Erlösungsperspektiven und quasi-religiösem Halt. Zugleich vermittelte er aber auch die neue Erfahrung des Rausches einer Massenveranstaltung oder die neu erwachte Lust an Macht und nationalem Expansionsstreben.

Mit der Nationalstaatsgründung von oben war der deutsche Nationalismus seines obrigkeitskritischen, ja revolutionären Impetus weitgehend entkleidet worden und hatte sich rasch in eines der beherrschenden Kennzeichen der Kultur des neuen Deutschen Reiches verwandelt, das wie alle jungen Nationalstaaten zunächst darum bestrebt war, sich eine möglichst alte Tradition zu verschaffen und sich auf diese Weise als «natürlicher», nicht einfach politisch gewollter Verband zu deklarieren. Schon dadurch war der nun stetig bemühte Bezug auf das alte Deutsche Reich ein Dauerphänomen in der Alltagskultur. Der Kult um deutsches Mittelalter, um Germanen, Völkerwanderung und Befreiungskriege sollte immer erneut historische Tiefe und damit Legitimation suggerieren und wirkte weit über das dafür besonders empfängliche Bildungsbürgertum hinaus.

Im neuen reichsdeutschen Nationalismus bündelten sich der Stolz auf den schier unglaublichen Aufstieg Deutschlands, die Begeisterung über wirtschaftliche Erfolge und die erreichte «Weltgeltung». Zugleich aber wurde der Nationalismus zum Fluchtpunkt der Moder-

nisierungskrise. Angesichts der durch die forcierten Wandlungsprozesse evozierten sozialen Statusängste, der krisenhaften und nicht voraussagbaren konjunkturellen Schwankungen, des Leidens an den Auswirkungen von urbaner Zivilisation und der kulturellen Moderne bot der Bezug auf die Nation ein Gefühl der natürlichen Zugehörigkeit zu einem erfolgreichen Großverband, durch den die innere Zerrissenheit überwunden und die Beeinträchtigung des Identitätsgefühls, Orientierungsverlust und Zukunftsängste kompensiert werden konnten.

Bald wandte sich der neue Nationalismus auch nach außen: Der wirtschaftlichen Kraft sollte auch die äußere Machtentfaltung entsprechen. Seit der Jahrhundertwende entstanden nationalistische Massenorganisationen, die sich für die «Germanisierung» des preußischen Teils Polens, den Ausbau eines deutschen Kolonialreichs, für die deutsche «Weltgeltung» einsetzten und beträchtliche Wirksamkeit erreichten. Auch die ideologische Grundierung des Nationalismus begann sich zu verändern. Während die Bismarck'sche Reichsgründung sich gegen alle großdeutschen Bestrebungen gerichtet und auf die Perspektive eines pangermanischen Staatsgebildes verzichtet hatte, kehrten solche über das kleindeutsche Reich hinausreichende Zielsetzungen seit der Jahrhundertwende verstärkt wieder, nun aber unter Bezug auf das deutsche «Volk», das über verschiedene Staaten hinweg verstreut sei und nach Einheit verlange.

Die hier zutage tretende Verbindung zwischen der modernekritischen Bewegung und den völkisch-nationalistischen Tendenzen lässt sich schon an den beiden älteren Protagonisten der antiliberalen Kulturkritik zeigen, deren viel gelesene Hauptwerke bereits in den 1880er und 1890er Jahren erschienen – Paul de Lagarde und Julius Langbehn. Beide predigten gegen den seelenlosen Materialismus der aufziehenden Moderne eine Religion der Innerlichkeit und des Idealismus, die ihre Kraft aus dem «Volke» zu beziehen habe. Mit «Volk» waren nicht die «Volksmassen» in republikanischem Sinne gemeint – als Gegenbegriff zu «Obrigkeit» –, sondern die Angehörigen einer «Nation». War «Volk» zunächst noch eine eher kulturell verstandene Kategorie, wurde es nun zunehmend zu einem biologischen, «rassischen» Merkmal der Abstammung umgedeutet. Damit hatte sich hier eine naturgegebene, «organische» Kategorie gefunden, die sich mit der Sehnsucht nach dem Ursprünglichen, Echten verbinden ließ und zu den «mecha-

nistischen» Kategorien der Moderne wie Klasse oder Gesellschaft in Opposition stand.⁴⁶

Diese Vorstellung schlug sich auch in dem neuen Gesetz über die deutsche Staatsbürgerschaft nieder. Da der Zustrom von ausländischen, vor allem polnischen Arbeitern in die ostdeutsche Landwirtschaft und in die Industrie angesichts der Hochkonjunktur weiter zunahm, wurde per Gesetz geregelt, dass Deutscher war, wer von Deutschen abstammte – nicht aber, wer in Deutschland geboren worden war. Ausschlaggebend sei dabei, so hoben die Deutschkonservativen bei der Beratung des Gesetzes im Reichstag hervor, dass «die Abstammung, das Blut das Entscheidende für den Erwerb der Staatsangehörigkeit ist. Diese Bestimmung dient hervorragend dazu, den völkischen Charakter und die deutsche Eigenart zu erhalten und zu bewahren.»⁴⁷

Die Definition des Deutschen durch «Blut» und «Rasse» enthielt zugleich eine Wendung gegen die deutschen Juden. Der hier aufkommende neue Antisemitismus bezog sich denn auch nicht mehr auf religiöse Differenz und die Tradition des christlichen Judenhasses, sondern zunehmend auf eine postulierte biologische – «rassische» – Andersartigkeit der Juden, was das Postulat vom deutschen Volk als biologischer Einheit konstituierte. Er unterschied sich dadurch deutlich vom tradierten Antisemitismus, der noch auf dem christlichen Antijudaismus beruhte und seit den 1880er Jahren in einer Reihe von antisemitischen Strömungen und Parteien erste politische Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Aber während dieser politische Antisemitismus seit der Jahrhundertwende an Bedeutung zu verlieren schien, begann sich der gesellschaftliche Antisemitismus zu verbreiten, und zwar auch in solchen gesellschaftlichen Schichten, in denen er zuvor keine große Rolle gespielt hatte, insbesondere im Bildungsbürgertum, bei Intellektuellen und Künstlern, wo er sich mit der Kritik an Zivilisation und Kultur der modernen Gesellschaft verband.⁴⁸

Ein recht typisches Beispiel dafür ist Ludwig Klages, einer der Modephilosophen des späten Kaiserreichs. Er war mit Anfang zwanzig in das Wirkungsfeld der Münchener Boheme und ihres Stars Stefan George geraten und gehörte dann bald zum Kreis der sogenannten «Kosmiker», die sich gegen die moderne Gegenwart als Ort des sich apokalyptisch zuspitzenden Verfalls wandten, sich selbst für Auserwählte, für Pioniere hielten und von der Masse der «Belanglosen» ab-

grenzten. In der modernen Gesellschaft, so erklärte Klages in seinen frühen Schriften, lebten die Menschen nicht mehr, sondern «existieren nur mehr, sei es als Sklaven des ‹Berufs›, die sich maschinenhaft im Dienste großer Betriebe verbrauchen, sei es als Sklaven des Geldes, besinnungslos anheimgegeben dem Zahlendelirium der Aktien und Gründungen, sei es endlich als Sklaven großstädtischen Zerstreungs- taumels.» Solche gängigen Topoi der Kulturkritik wurden bei Klages verbunden mit der Beschwörung der untergegangenen, harmonischen Welt des «Volkes» mit seinen Festen, Liedern und Trachten. An deren Stelle habe man nun als «Geschenke des ‹Fortschritts› [...] Branntwein, Opium, Syphilis» erhalten. «Rauchende Schloten, Getöse des Straßenlärms und taghelle Nächte» müssten die Menschen ebenso ertragen wie Gassenhauer, Operettenmelodien und Kabarett – das ursprüngliche, naturbezogene Leben sei verloren.⁴⁹

Ausschlaggebend für die Entfremdung der Menschen vom «Leben» aber sei der Einfluss einer nicht aus der Tradition des Volkes schöpfenden, ihm fremden ethnisch-religiösen Gruppe – der Juden: «Wir halten diejenigen Kräfte und Werke, durch welche die moderne die alte Welt zu überbieten wähnt, einschließlich des gepriesenen Fortschritts und der uniformierten Gesittung für eine Anzettelung wesentlich des Judentums», schrieb Klages im Jahre 1900.⁵⁰ Psychologisch trete der Jude als Typus des «modernen Hysterikers» auf, gekennzeichnet durch Eigenschaften wie «Geltungsbedürfnis», «Eitelkeit», «greller Aufputz des Äußeren», «renommierender Hochmut». Seinen Niederschlag finde das im «Wachsen der literarischen Sintflut», in «Reklame», «Zeitungs- lärm» und dem «von persönlichstem Klatsch durchsetzten Parteileben»: «Hier zeigt sich der Einschlag einer neuen, zähen, aber qualitätlosen Lebendigkeit, die getragen wird vom unaufhaltsam empordrängenden Element eines entarteten Semitismus.»⁵¹

In den Juden fanden rastlose Esoteriker wie Klages ein fixierbares Objekt ihrer Verfalls- und Degenerationsobsessionen. Wie sie färbte sich ein nicht kleiner Teil der künstlerischen Avantgarde und auch der Jugendbewegung in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg ins Völkische und nahm auch antijüdische Überzeugungen mit auf. Aber dominierend war das nicht – der Antisemitismus war angesichts der Vielzahl der politisch-kulturellen Bewegungen dieser Jahre weit davon entfernt, das kulturelle Leben um die Jahrhundertwende zu bestimmen. Von Bedeutung ist hierbei vielmehr die offenbar leicht herstell-

bare Verbindung von Modernekritik und Antisemitismus, die sich als anschlussfähig in viele Richtungen erwies.

Es gab viele Versuche, den als bedrohlich und irritierend empfundenen Erscheinungen der Moderne zu begegnen, zumal jenen, welche den bürgerlichen Verhaltensnormen widersprachen, wie dem tatsächlichen oder vermeintlichen Anstieg von Kriminalität, Prostitution, Homosexualität, «Verwilderung der Jugend» und auch der Geisteskrankheiten. Als einer der einflussreichsten Ansätze bei diesem Bestreben ist die Verbreitung sozialdarwinistischer und rassenhygienischer Konzepte zu erkennen. Denn mit der popularisierten Form der Lehre Darwins schien nun eine Erklärung für solche Erscheinungen gefunden, die einleuchtend und, was für dieses fortschritts- und wissenschaftsgläubige Jahrhundert besonders wichtig war, naturwissenschaftlich abgesichert schien. Nach Darwin war die Selektion in der Natur notwendig, um das Missverhältnis zwischen dem Nachkommensüberschuss und den vorhandenen Nahrungsquellen auszugleichen. Dabei überlebten im Kampf ums Dasein jeweils nur die am besten Angepassten, was Voraussetzung für eine stete Verbesserung und Höherentwicklung der Art sei. Diese Einsichten, wonach die Ursache für die Evolution der Organismen in der «Natural Selection» zu suchen sei, wurde später von ihm selbst sowie in Deutschland vor allem von Ernst Haeckel auf den Menschen ausgedehnt.⁵²

Hier lag nun der Anknüpfungspunkt für die Übertragung des Darwin'schen Modells aus der Biologie in die Sphäre des Gesellschaftlichen, mit einer kennzeichnenden Verschiebung. Denn nun waren es nicht mehr die am besten Angepassten, welche im Kampf ums Dasein überlebten, sondern die Stärksten. Das Prinzip der Selektion, so schien es, hatte seit jeher auch die Regeln des menschlichen Zusammenlebens bestimmt. In der Neuzeit waren nun aber die Voraussetzungen für den Kampf ums Dasein entfallen – durch das Ausbleiben von Hungersnöten etwa als Folge der Modernisierung der Landwirtschaft. Zugleich unterstützte die moderne Zivilisation durch Medizin, Wohlfahrtspflege und soziale Fürsorge auch solche Menschen, die vorher in diesem Kampf unterlegen gewesen und als zu schwach «selektiert» worden wären. Dadurch seien die Menschen der Notwendigkeit des «Kampfs ums Dasein» enthoben und das Naturgesetz der Selektion außer Kraft gesetzt worden. In der Folge dessen vermehrten sich die Schwachen nun in erheblicher Zahl, sodass die

Grundlage der Evolution, das Überleben allein der Starken, unwirksam geworden sei. Es seien also gerade die Auswirkungen der aus der bürgerlichen Tradition von Humanität und Gleichheitspostulat auf der einen, der christlichen Anschauung des Menschen als Geschöpf Gottes auf der anderen Seite heraus entwickelten Formen der staatlichen Hilfe gegenüber Bedürftigen und Schwachen, die die Weiter- und Höherentwicklung der Menschheit bzw. eines Volkes bedrohten oder gar verhinderten.

Diese gedankliche Entwicklung stand in deutlichem Konnex zu den Fortschritten der Medizin und der Hygienebewegung im Kampf gegen die großen Volkskrankheiten während dieser Zeit. Denn so wie es in diesen Jahren gelang, körperliche Krankheiten durch naturwissenschaftliche Analysen ihrer Ursachen zu erkennen und erfolgreich zu bekämpfen, so müsste es diesem Gedanken zufolge auch gelingen, die Ursachen gesellschaftlicher Fehlentwicklungen mit naturwissenschaftlich exakten Mitteln zu bekämpfen.

Diese Vorstellungen wurden am Ausgang des 19. Jahrhunderts in durchaus unterschiedlicher Weise ausgebildet und bezogen sich auch auf verschiedene Gruppen, die als «minderwertig» empfunden wurden – von «Schwachsinnigen» über Menschen mit angeborenen körperlichen Krankheiten, über «Gewohnheitsverbrecher» bis hin zu «lieblosen» und «hässlichen» Menschen.

So zeigte der Münchner Arzt Wilhelm Schallmayer in einer Studie, dass durch das moderne Sozialwesen gerade die Bevölkerungsgruppen unterstützt würden, die besonders schlechte Erbanlagen besäßen und zudem besonders viele Kinder bekämen. Ebenso setze die Medizin durch erfolgreiche Bekämpfung der großen Volkskrankheiten die Mechanismen der «natürlichen Selection» weithin außer Kraft. Dadurch seien die Erbanlagen der Deutschen insgesamt verschlechtert worden. Um dem entgegenzutreten, müssten die Geburtenziffern erhöht, Menschen mit schlechten Erbanlagen zwangsweise sterilisiert und Menschen mit besonders guten Erbanlagen zu erhöhter Kinderproduktion bewegt werden, etwa durch steuerliche Begünstigungen und soziale Unterstützung.⁵³

Solches Denken war nicht auf die politische Rechte beschränkt. Auch Alfred Grotjahn, der Verfasser des gesundheitlichen Abschnitts des Görlitzer Programms der SPD, forderte, diejenigen Arbeiter abzusondern und in Asyle zu stecken, die «tuberkulös, geschlechtskrank,

nervenkrank, verrückt, epileptisch, blind und taub, verkrüppelt, trunksüchtig, siech, schwer unfallverletzt und invalid» seien.⁵⁴ Rassenhygiene und «Eugenik» als Bestandteile gesellschaftsbiologischen Denkens waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts in vielen westlichen Ländern unter Sozialwissenschaftlern, Medizinern und Kriminologen verbreitet, so in England, den skandinavischen Ländern und vor allem den USA, wo die rassenhygienischen Postulate der Galton-Society und insbesondere des Eugenikers Charles B. Davenport einigen Einfluss auf die amerikanische Einwanderungspolitik gewannen.

Derartige Vorstellungen stießen allerdings überall auch auf entschiedenen Widerstand, sowohl bei humanistisch orientierten Gruppen wie auch in der Arbeiterbewegung und vor allem in den christlichen Kirchen – hier allerdings in spezifischer Verschränkung. Denn gerade die Kirchen sahen Sozialhygiene und Rassenanthropologie als Teil jener kulturellen Moderne, gegen die sie anstürmten, um die tradierten Werte und sittlichen Orientierungen zu bewahren. So sind die Versuche, die «Krankheitserscheinungen» der Moderne mit ebenso modernen Mitteln zu bekämpfen, als zugespitzter Ausdruck der gesellschaftlichen und kulturellen Widersprüche der Jahrhundertwende zu erkennen.

Vergleicht man abschließend die hier skizzierte Entwicklung mit derjenigen in anderen europäischen Ländern, so wird man zunächst das allen sich industrialisierenden europäischen Gesellschaften Gemeinsame hervorheben müssen: Die Suche nach Vertrautheit und Orientierung angesichts einer sich schnell wandelnden Umwelt finden wir in Frankreich, den Niederlanden, in Österreich, Italien oder Großbritannien ebenso wie in Deutschland, wenngleich mit spezifischen Varianten. Auch das Aufkommen von Modernekritik und Reformbewegungen, Arbeiterbewegung, Antisemitismus und Radikalnationalismus schienen sich in anderen Ländern sogar noch stärker zu entwickeln als in Deutschland; in Frankreich, in Russland oder Österreich.⁵⁵

Das Spezifische an der deutschen Entwicklung war vor allem die Heftigkeit und das Tempo dieser Prozesse; insbesondere daraus erklärte sich die Radikalität der entstehenden Ideologien wie der künstlerischen Verarbeitungsversuche. In den meisten anderen Ländern, so scheint es, gab es Verzögerungselemente, die solche Bewegungen abschwächten, die Transformation verlangsamt oder auf regionale oder soziale Segmente beschränkte – in Frankreich etwa, wo große

Teile des Landes von der Modernisierung in den Städten noch lange Zeit kaum etwas erfuhren, jedenfalls viel weniger, als dies in den abgelegenen ländlichen Regionen Deutschlands der Fall war. In Großbritannien setzte sich der Wandel von einer agrarischen zu einer industriellen Gesellschaft fast 50 Jahre früher durch und vollzog sich in einem ungleich längeren Zeitraum, der sich vom frühen neunzehnten bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert erstreckte. In Russland reduzierte sich die Modernisierung auf wenige Entwicklunginseln in einem Meer der ländlichen Rückständigkeit. Deutschland, das wird schnell sichtbar, hatte in Europa seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert die Rolle des Laboratoriums der Moderne von Großbritannien übernommen, und entsprechend vielfältig, dynamisch und krisenhaft vollzog sich diese Entwicklung.

Bis heute übt diese Phase der deutschen Geschichte außerordentliche Faszination aus. Hier wird eine vor Vitalität und Aufbruchsbewusstsein schier berstende Gesellschaft sichtbar, die nicht nur in kürzester Zeit die Entwicklung von einem landwirtschaftlich geprägten, vielfach rückständigen Land zur dominierenden kontinentalen Wirtschaftsmacht durchlief und dabei in fast allen Bereichen von Wirtschaft, Wissenschaft und Technik weltweit führend wurde, sondern binnen 25 Jahren auch nahezu alle kulturellen und politischen Reaktionsmuster auf diese fundamentalen Veränderungen durchspielte, entwarf, diskutierte und erprobte. Dabei entstanden in nuce die Arsenale der politischen Großideologien, die das Gesicht des 20. Jahrhunderts prägten, und ebenso die großen Entwürfe der kulturellen Moderne mitsamt ihren Gegenbewegungen.

Dass sich ein großer Teil der Menschen angesichts solcher Veränderungsdynamiken vor allem nach Sicherheit und festen Bezügen sehnte, ist gewiss nachvollziehbar. Konfrontiert mit einer ganz neuartigen und von vielen als feindlich empfundenen Umwelt bot die Rückorientierung an die Tradition, an die kulturellen Werte einer erlebten oder erwünschten Vergangenheit Stabilität und Vertrauen. Zugleich aber ist diese Rückorientierung auch als Voraussetzung eines allmählichen Integrationsprozesses zu verstehen, der sich über mehrere Generationen hinzog und während dessen sich im Schutz des Traditionsbezugs eine schrittweise Anpassung an das Neue vollzog. So ist die 1890 einsetzende Zeit der rapiden Veränderungsdynamik als Phase eines langfristigen, sich über mehrere Generationen erstreckenden Wandlungs- und Lernprozesses

ses im Umgang mit der sich entfaltenden modernen Industriegesellschaft zu begreifen. Dass dieser Lernprozess mit außerordentlichen Krisen, Misserfolgen und ständigen Neuansätzen verbunden sein würde, war bereits hier voraussehbar – wie tiefgreifend diese Krisen sein würden, war jedoch nicht vorherzusagen und auch nicht entschieden.

Das Deutsche Kaiserreich definierte bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein die Norm von Prosperität und Erfolg eines deutschen Gemeinwesens, gekennzeichnet durch «ein hohes Maß an Rechtssicherheit, politische Teilhaberechte wie nur wenige westliche Staaten, sozialpolitische Leistungen wie sonst nur Österreich und die Schweiz, Freiräume für entschiedene Kritik, Erfolgserlebnisse für die Opposition, Meinungsfreiheit mit seltenen Zensureingriffen, Bildungschancen, Aufstiegsmobilität, Wohlstandsanstieg» und «erfahrbar verbesserte Lebens- und Partizipationschancen», wie einer seiner schärfsten Kritiker formuliert hat.⁵⁶

Zugleich aber waren die in dieser Gesellschaft angestauten Spannungen außerordentlich und angesichts der beschriebenen Entwicklung auch unvermeidlich. Wie sie ausgetragen würden, war indes offen und abhängig von zahlreichen Faktoren: von der politischen Konstellation, die sich in Deutschland herausbildete und von der abhing, ob sich auf mittlere Sicht eine politische und soziale Kompromissstruktur etablieren würde, welche die immer erneuten sozialen, kulturellen und politischen Krisen ausgleichen könnte. Dann, zweitens, von der wirtschaftlichen Konjunktur; denn ersichtlich war die relative Friedlichkeit der Gesellschaft des Kaiserreiches an die Voraussetzung des wirtschaftlichen Wachstums, mithin der Verbesserung der sozialen Lage besonders der unteren Gesellschaftsschichten geknüpft. Drittens und vor allem aber war ein weiteres Wohlergehen daran gebunden, ob der deutschen Gesellschaft genügend Zeit zur Verfügung stehen würde, um diese Wandlungs- und Lernprozesse auch durchlaufen zu können.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de